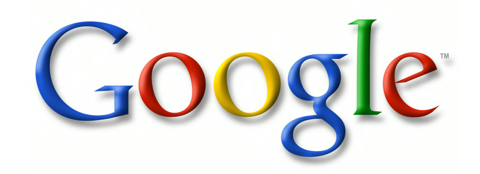
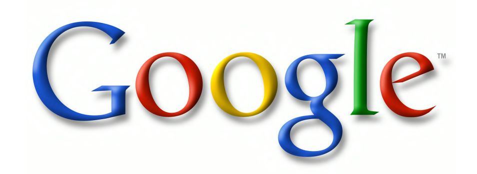
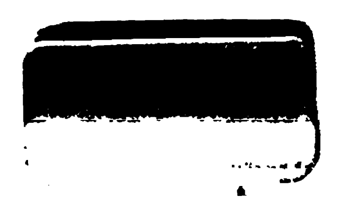








# Schriften
von
dem selben Verfasser.

---

## Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig:

**G. C. Lichtenberg's Gedanken und Maximen.**
Mit einer biographischen Einleitung von Eduard Grisebach . . . 3.— M

**Edita und Inedita Schopenhaueriana** | Eine Schopenhauer-Bibliographie | sowie Randschriften und Briefe Arthur Schopenhauer's | nebst Porträt, Wappen und Facsimile der Handschrift des Meisters | herausgegeben zu Seinem hundertjährigen Geburtstage von Eduard Grisebach.
[Auf Büttenpapier, in Quarto] . . . . . . . . . . . . . 10.— „

## Verlag von F. & P. Lehmann in Berlin:

**Grisebach, Eduard: Die deutsche Litteratur** seit 1770 . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 5.— „

— —: **Kin-ku-ki-kuan. Chinesisches Novellen**buch. Die Freunde bis in den Tod. Die Rache des Fräuleins Wang. Die Geschichte Tschuangsöngs und seiner Gattin . . . . . . . . 3.— „

— —: **Die treulose Wittwe. Chinesische Novelle** 1.— „

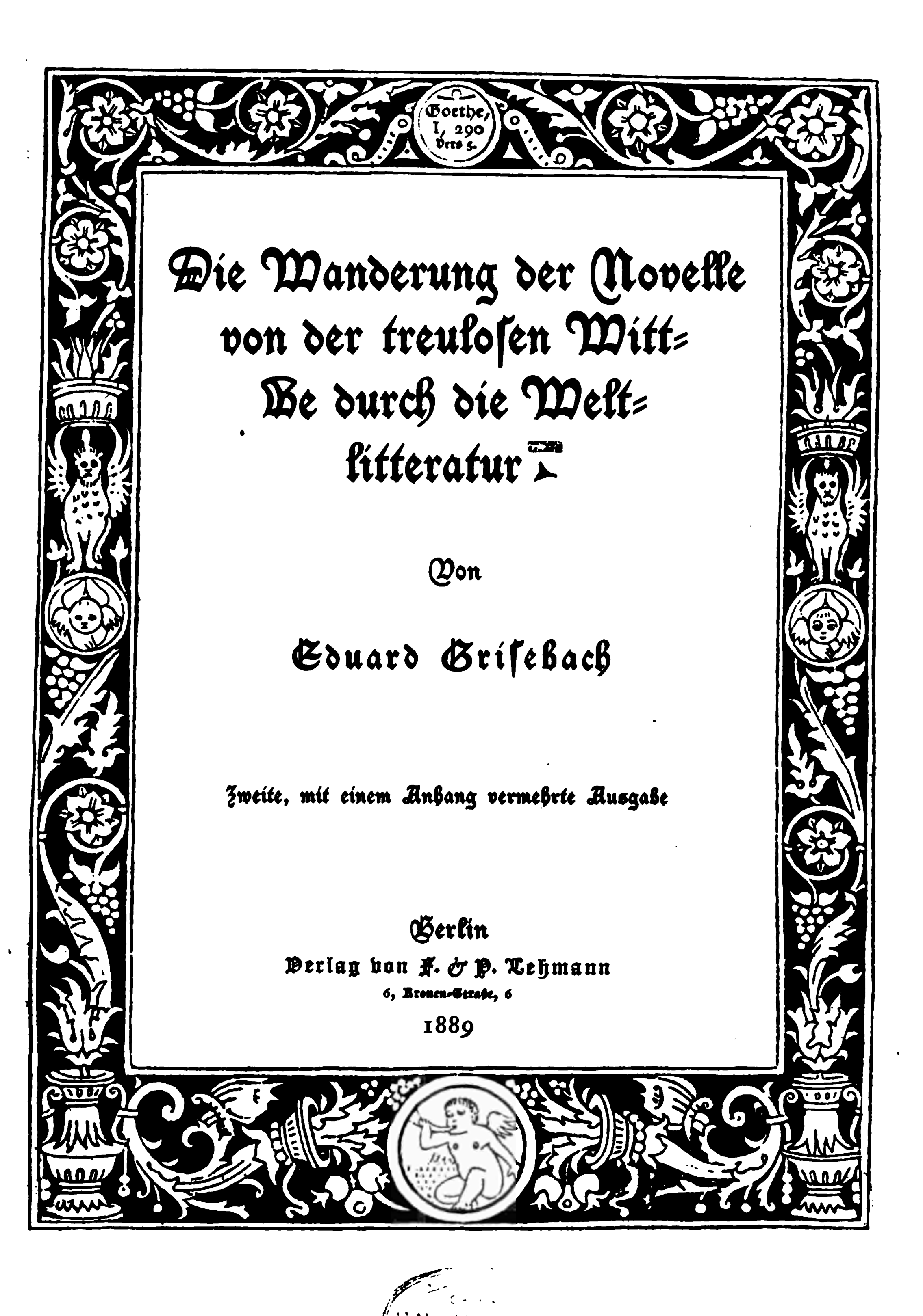
— —: **Chinesische Novellen. Die seltsame Ge**liebte. Das Juwelenkästchen.
[Auf Büttenpapier, mit Vignetten nach chinesischen Originalen] . 3.60 „

## G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung:

**G. A. Bürger's sämmtliche Gedichte.** Herausgegeben von Eduard Grisebach. In zwei Bänden, deren erster die Gedichte nach der Ausgabe von 1789, der zweite die Nachgelassenen Gedichte, sowie eine litterarische Notiz und bibliographische Register enthält.

[Unter der Presse.]

# Die
# Wanderung der Novelle




# Die Wanderung der Novelle von der treulosen Wittwe durch die Weltlitteratur

Von

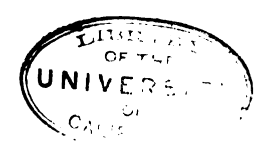
**Eduard Grisebach**

Zweite, mit einem Anhang vermehrte Ausgabe

Berlin
Verlag von F. & P. Lehmann
6, Kronen-Straße, 6
1889

# GENERAL





# VORWORT

WAS Friedrich Schlegel im Anfange dieses Jahrhunderts zu Paris, wie berauscht von der Entdeckung einer neuen Welt, ausrief: im Sanskrit ist eigentlich die Quelle aller Sprachen und aller Gedanken und Gedichte des menschlichen Geistes; alles, alles stammt aus Indien, ohne Ausnahme — das hat seitdem die nüchterne Forschung Schritt für Schritt auf das vielseitigste bestätigt. Die arischen Stämme haben sich auf ihre Urheimat besonnen, über den Erinnerungen ihrer Kinderjahre gegrübelt und mit der Vorwelt die Nachwelt, mit der Nachwelt die Vorwelt beleuchtet.

Die Märchen, welche seit Jahrhunderten den Kindern des Occidents erzählt wurden, wir wissen jetzt, daß die Ahnen sie mitgebracht vom Hindukusch, wie Alexander die Gesänge Homer's in jenem kostbaren Kästchen mit sich führte. Die Novellen, die in allen Zungen des Mittelalters umgingen, ihr Grundmotiv hat meist nur *einen* Ursprung: im Gemüthe des ersten Volksdichters im Lande der Arya.

Die Zurückführung des Vielfältigen auf seine Einheit, dieser Darwinismus der Litteraturgeschichte, darf indeß die Besonderheit der einzelnen Species nicht verwischen; neben der Ureinheit der Völker darf das Nationalitätsprincip in der geschichtlichen Entwicklung nicht verkannt werden. Die Litteraturgeschichte, diejenige, welche von einem höheren Standpunkte aus in großem Ueberblick die Weltpoesie betrachten will, muß daher

vergleichend sein, muß jedes Dichtungswerk in seiner nationalen Eigenthümlichkeit auf-zufassen suchen.

Zu einem Detailversuche in diesem Sinne bietet sich die auf den vorstehenden Blättern*) in einer ihrer ältesten und originellsten Versionen mitgetheilte Novelle von der treulosen Wittwe wie von selber dar. Denn fast alle Nationen haben diesen eminent socialen Stoff bearbeitet, und so lernen wir aus ihren verschiedenen Gestaltungen den Geist ebensovieler Litteraturen kennen.

In den Apenninen, Montag den 13. Mai 1872.

---

Die erste Fassung der gegenwärtigen Untersuchung war enthalten in dem Büchlein
*Die Treulose Witwe | Eine chinesische Novelle und ihre Wanderung durch die Weltliteratur | Von Eduard Grisebach | Wien | Verlag von L. Rosner | 22, Tuchlauben, 22 | 1873*
Seite 41—137, und die soeben daraus wiederholte Vorrede S. 39—40.

Es waren von diesem Buche 1000 Exemplare abgezogen worden, von denen, auf den Wunsch des damaligen Verlegers, gleich beim Druck 500 als «*Zweite Auflage*» bezeichnet wurden. Ich habe indeß später Schritte gethan, um diese gesammte s. g. zweite Auflage wieder vernichten zu lassen, und darf annehmen, daß von der ersten, ganz unvollkommnen Gestalt meiner Schrift nur etwa 500 Exemplare durch den Buchhandel verbreitet worden sind.

Ende des Jahres 1876 gab ich unter dem nämlichen Titel eine neue «umgearbeitete Auflage» jenes Buches heraus (Stuttgart, Verlag von A. Kröner, 1877; nachmals Leipzig, Verlag von W. Friedrich, 1883), in welcher sich meine Abhandlung S. 39—128 befindet. Nachdem bis zum Herbst 1885 von dieser 700 Exemplare (200 auf holländischem und 500 auf Schreibpapier) starken Ausgabe etwa die Hälfte der Exemplare abgesetzt worden war, habe ich die Resthälfte der Auflage einstampfen lassen.

Dreizehn Jahre nach jenem ersten Entwurf lege ich nun noch einmal die Hand an diese kleine Arbeit, u. z. voraussichtlich die letzte Hand. Ich darf sagen, daß von dem

---

*) Diese, chinesische, Version liegt jetzt in einer Separatausgabe vor: Die treulose Wittwe | Eine chinesische Novelle | Deutsch nach dem Asiatic Journal MDCCCXLIII | von Eduard Grisebach | Berlin | Verlag von F. & P. Lehmann | 1886. [38 Seiten, in Klein-Oktav.]

früheren Werk kaum ein Stein auf dem andern geblieben ist, und aus frischem und besserem Material, wenn auch mit Verwendung manchen alten Quadersteins, ein ganz neuer Bau aufgeführt wurde —

*«ut fundamento stabili fortasse maneret.»*

Wie mir schon im Jahre 1875 Herr *Dr.* Karl Robert in Athen einen Beitrag zu dem langen Register von «Einfällen aus der illüstren Familie der Matrone von Ephesus» vermittelt, und Bruno Bucher in Wien mich an den zu Unrecht vergessenen Gellert erinnert hatte: so bin ich in meinen bibliographisch-litterarischen Forschungen über den Gegenstand diesmal besonders durch überaus freundliche Mittheilungen gefördert worden, mit welchen die mir persönlich unbekannten Herren Gymnasiallehrer *Dr.* Johannes Bolte in Berlin und *Dr.* Fritz Seelig in München aus spontanem Interesse an der Sache mich überrascht haben. Ich benutze diese Gelegenheit, um ihnen meinen Dank zu wiederholen. Nicht minder habe ich dem Altmeister der vergleichenden Märchenforschung Reinhold Köhler in Weimar für die gütige Beantwortung einer an ihn gerichteten Anfrage meinen verbindlichsten Dank abzustatten.

Mailand, am 25 jährigen Todestage Arthur Schopenhauer's.

# Zur
## Zweiten Ausgabe

Der Text meiner Abhandlung (S. 16—131) ist in dieser Neuausgabe durchweg unverändert geblieben. Man könnte derselben auch jetzt noch entgegenhalten, daß die Beweisdokumente für die genetische Verknüpfung der verschiedenen Erscheinungsformen der Novelle nicht beigebracht seien: allein ich kann mich hinsichtlich dieses Mangels mit Darwin trösten. Die Idee, daß alle jene, den verschiedensten Zeiten und Nationen angehörigen Species der Novelle auf Eine (und zwar die indische) Urform zurückgehen, bleibt, trotz der nicht zu beschaffenden Mittelglieder, darum dennoch bestehen. Vielleicht finden sich auch noch eines Tages diese heute fehlenden Zwischenformen.

Die gegenwärtige 2. Ausgabe unterscheidet sich daher von derjenigen von 1886 nur dadurch, daß die in der letzteren enthaltene «Einleitung» als solche jetzt fortgefallen und dafür ein Anhang neu hinzugefügt ist. Ueber den Inhalt dieses Anhangs darf ich auf Seite 134 verweisen.

Zur Abhandlung habe ich folgende, nach Vollendung des Drucks mir bekannt gewordene Nachträge zu verzeichnen:

1) Der Titel der im § 6 (S. 85) gemeinten Ausgabe der Schriften Le Gay's lautet vollständig: *Mes souvenirs et autres opuscules poëtiques. Par M. Le Gay. Nouvelle édition, ornée de figures. Pays de Vaud, Caën et Paris 1788.*

2) In dem selben § ist am Ende (S. 90) hinzuzufügen:

Zu den unausgeführten Plänen Gustav Flaubert's gehörte *«une sorte de Matrone d'Ephèse moderne, [Flaubert] ayant été séduit par un sujet que lui avait raconté Tourguéneff»* (*Lettres de Gustave Flaubert à George Sand. Précédées d'une étude par Guy de Maupassant. Paris 1884 p. LVI*).

Die neueste sehr originelle Darstellung des Sujets gab Paul Alexis in der Novelle *«Après la bataille»* (*Soirées de Médan. Paris 1880 p. 255—295*).

3) Am Schluß des § 10 (101) ist nachzutragen:

Richard Harris Barham (1788—1845) erzählt unsre Geschichte in seinen «*Ingoldsby Legends*» unter dem Titel '*The knight and the Lady*'.

4) Im § 11 (S. 102) ist auf briefliche Mittheilungen von Fritz Seelig Bezug genommen: inzwischen hat derselbe eine Monographie veröffentlicht «Der elsässische Dichter Hans von Bühel. Eine litterarhistorische Untersuchung» (Straßburger Studien, *III.* Band, 1887).

5) Im § 12 ist zwischen Musäus und Grübel einzuschalten:

Im Versmaaß von Blumauer's Aeneis behandelte ein Anonymus seine «Matrone von Ephesus»:

Es war einmal zu Ephesus
Ein Männchen und ein Weibchen,
Sie lebten unter Scherz und Kuß
So züchtig wie zwei Täubchen.
Einst aber ging zum Austernschmaus
Gesund und frisch das Männchen aus
Und kam maustodt nach Hause.

Das Weibchen stand nun muthlos da
Wie Vögel, die sich maustern,
Und fluchte manch Anathema
Auf die verdammten Austern.
Nein, rief sie, eh' der Tod uns trennt,
Eh' laß ich mich ins Monument
Mit meinem Schmerz begraben.

Man henkte just in nächster Nacht
Ein Kraftgenie von Schelme.
Ein Fähndrich hielt bei ihm die Wacht,
Ein Liebesgott im Helme.
Doch wenn man den Gehenkten stahl,
So stand's um seine Schönheit kahl,
Es galt um Kopf und Kragen.

Um Mitternacht erblickt' er Licht
In eines Grabmals Fenster.
Man weiß wohl, solch ein junger Wicht
Glaubt selten an Gespenster.

Rasch läuft er nach dem Grabmal hin,
Erblickt die junge Witwe drin
Und müht sich, sie zu trösten.

Zum Trösten taugt ein Fähndrich mehr
Als zwanzig Generale.
Man findet bald, er gleiche sehr
Dem selgen Herrn Gemahle.
Schon wird der schöne Fähndrich keck,
Doch plötzlich heißt's zum größten Schreck:
Man hat den Schelm gestohlen!

Sei ruhig, hebt die Wittwe an,
Ich rette gern dein Leben!
Ich will dir meinen todten Mann
Statt des Gestohlnen geben!
Gesagt, gethan. Man packt ihn auf,
Und eine Viertelstunde drauf
Hing Herr Gemahl am Galgen.

O weichgeschaffnes Wittwenherz,
Dem solch ein Sieg gelungen!
Zu deiner Ehre hat Properz
Die große That besungen.
Ach, selten ist zu unsrer Zeit
Das Beispiel gleicher Zärtlichkeit
Und gleicher Seelenstärke.

(Siehe *Dr.* Wustmann's Anthologie «Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute». S. 63. 64 der ersten Auflage [Leipzig 1886]. Wie mir der Herr Herausgeber mittheilt, entnahm er diese Burleske einer Sammlung von Balladen und Romanzen aus dem Anfang dieses Jahrhunderts. Die Abfassung dürfte indeß spätestens in das letzte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts fallen.)

h) Das in dem selben § 12 erwähnte Gedicht Brentano's ‚des todten Bräutigams Lied' ist im Jahre 1818 entstanden (Angabe des Herausgebers der ‚Gesammelten Schriften von Clemens Brentano' *II*, 370).

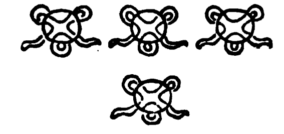
Endlich bitte ich vor der Lektüre einige stehen gebliebene Druckfehler wie folgt verbessern zu wollen:

Es ist zu lesen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| S. 27 | Zeile | 5 v. o. | Rabbi Salomo Jzchaki |
| « 27 | » | 6 v. o. | Schalschelet ha-Kabbalah |
| « 28 | » | 10 v. o. | Raschi (nicht Rabbi R.) |
| « 37 | » | 6 v. u. | *Costumes* und *Dandré* |
| « 60 | » | 3 v. u. | *ex libro* |
| « 73 | » | 10 v. o. | *Quandoque* |
| « 93 | » | 8 v. o. | diesen |
| « 99 | » | 2 v. o. | Tristram; 1768: *Sentimental Yourney* |
| « 129 | » | 2 v. u. | Von |

Port au Prince, im März 1888
(Republik Haiti)

L. G.



# Inhaltsübersicht.

Seite







# Wanderung der Novelle von der treulosen Wittwe durch die Welt-Litteratur

°

## § 1.



UNTER den Legenden, welche sich auf die Personen des Stifters und der ersten Heiligen der chinesischen Tao-sekte niedergelassen haben, finden wir folgende Doppelgeschichte, deren Held, im 4. Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung lebend, als einer der «Zehn Weisen» (*schih-tsî*) berühmt ist.

Der Schüler Lao-tsze's, Tschuang-söng, traf einst auf dem Kirchhof eine Frau, welche über einem frischen Grabe ihren Fächer ohne Unterlaß hin und her schwang. Befragt sagte sie, ihr verstorbner Mann habe sie gebeten, nicht eher wieder zu heirathen als bis die Erde seines Grabhügels trocken geworden sei. Sie suche nun durch Fächern nachzuhelfen. Der Heilige ließ sich den Fächer geben, schwang ihn über dem Hügel nach den Vorschriften der Tao-Lehre und sofort wurde die Erde trocken.

Mit dem ihm zum Andenken geschenkten Fächer kehrte er nach Hause zurück und erzählte die Geschichte seiner Frau Tiän-schi. Diese zerbricht empört den Fächer und erklärt, es gäbe nur Wenige, die jenem gefühllosen Weibe glichen, sie selbst würde, wenn sie Wittwe werden sollte, es

zeitlebens bleiben. Tschuang bezweifelt es. Nach einiger Zeit wird er krank und stirbt. Tiän-schi ist in aufrichtige Trauer versunken. Am siebenten Tage langt ein junger Prinz, früherer Schüler ihres Gatten, an, von einem alten Diener begleitet. Sie trauern zusammen. Nach und nach verliebt sie sich in ihn und bietet ihm durch den Diener die Ehe an; nach langem Zögern des Prinzen wird endlich der Hochzeitstag festgesetzt. Der Sarg des Todten wird nun aus der Prunkhalle in eine verfallene Hütte hinter dem Hause getragen. Am Hochzeitsabend fällt der junge Gatte plötzlich ohnmächtig zu Boden. Der Diener sagt, nur das in Wein gekochte Mark aus dem Hirn eines Menschen, der noch nicht 49 Tage todt sei, könne ihn retten. Die Frau geht mit einem Beil an den Sarg ihres ersten Gemahls. Als sie aber ein Stück vom Deckel abgeschlagen, hört sie die Leiche seufzen und alsbald erwacht Tschuang-söng zum Leben. Sie ist zuerst sehr erschrocken, als sie aber, mit ihrem Gemahl in das Wohnzimmer tretend, weder den Prinzen noch den Diener erblickt, kehrt ihr Muth zurück und sie weiß nun ihres Gemahls Fragen schlau zu beantworten und heuchelt große Freude über sein Wiederaufleben. Er thut anfangs als glaubte er ihr, dann aber reckt er seinen Finger aus und der Prinz und sein Diener treten plötzlich ins Zimmer. («Sie gingen von Tschuang-söng aus, der sich selbst in zwei theilte, indem er das Gesetz von der Theilung in Schatten und Wesen anwandte.») Da erkennt die Frau, daß ihr kein Ausweg blieb, reißt sich den gestickten Gürtel ab und hängt sich selbst. Tschuang-söng aber singt ein tiefsinnig-pessimistisches Lied, sich mit der Flöte begleitend, dann zerschmettert er diese, legt Feuer an das Haus und wandert nach dem Westen und heirathet nicht mehr.

Von dieser Geschichte kennen wir bis jetzt zwei verschiedene chinesische Versionen.

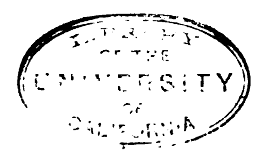
Die eine ist metrisch, ein Volkslied, und wird als solches noch heute in

den Straßen von Schanghai von den Volkssängern vorgetragen. In englischer, übrigens das Versmaß des Originals nicht wiedergebender Uebersetzung ist dies Volkslied mitgetheilt in dem Buche: «*The Jade Chaplet in twenty four beads. A collection of Songs, Ballads etc. From the Chinese by George Carter Stent. London, Trübner & Co., 1874.*»

Die andre Version ist eine prosaische Erzählung, in welcher die Heiligenlegende zur Novelle geworden ist. Diese ist enthalten in dem großen Novellen-Sammelwerk Kin-ku-ki-kuan, d. h. Schauplatz neuer und alter außerordentlicher Geschichten. Während einzelne Bestandtheile dieses Werkes als Abfassungszeit das Ende des 16. Jahrhunderts nach Chr. ergeben, weisen andre auf das Ende des 15. Jahrhunderts hin. Aber schon der Titel weist aus, daß in der Sammlung auch Geschichten des Alterthums mitaufgenommen worden sind, und zu den letzteren gehört eben unsre Novelle von Tschuang-söng.

Einzelne Novellen des Kin-ku-ki-kuan, und insbesondere die vorliegende, wurden dem Occident zuerst bekannt durch das große Werk der französischen Jesuiten-Missionare: «*Description géographique, historique etc. de l'Empire de la Chine et de la Tartarie chinoise. Par le P. I. B. du Halde. Paris 1735.*» In dem holländischen Nachdruck dieses Werkes (*Nouvelle Edition. A la Haye 1736*) steht die Novelle unter dem Titel «*La Matrone du pays de Soung*» im Band *III, p.* 401—416. Der Uebersetzer war der Jesuitenpater d'Entrecolles. Nach der Haager Ausgabe ist die deutsche Uebersetzung gearbeitet (4 Bände, Rostock 1747). Die Novelle allein wurde wiederholt 1755 im *Journal Etranger* («*avec quelques changements*»). Ferner unter dem Titel «*Tschouang-tse et Tiën ou La Matrone Chinoise*» in dem Buche «*Satire de Pétrone, chevalier romain. Nouvelle traduction par le citoyen D*****. Suivie de considérations sur la Matrone d'Ephèse et d'un Conte chinois sur le même sujet. Paris 1803.*» Sodann in den «*Contes chinois traduits par MM. Davis, Thoms, le P. d'Entrecolles etc. et publiés par M.*





*Abel Rémusat. Paris 1827»* (*vol. III, no. 3*). Endlich in dem kostbar ausgestatteten, mit geistreichen farbigen Illustrationen geschmückten Werke «*La Matrone du Pays de Soung. Paris, A. Lahure, MDCCCLXXXIV.*»

Die Uebersetzung des Jesuitenpaters war indeß kaum mehr als Paraphrase, und erst länger als ein Jahrhundert später erhielten wir eine wirkliche, von einem großen Sprachgelehrten herrührende Interlinearversion, welche im *Asiatic Journal* (1843, *vol. I, p.* 607—618) unter dem Titel «*The Impatient Widow*» anonym erschien. Samuel Birch hat diese seine Uebersetzung nachmals ausdrücklich anerkannt und mit Zugrundelegung einer neuen, hie und da abweichenden Redaktion des Kin-ku-ki-kuan nochmals herausgegeben in einem besondern Buche «*The Chinese Widow. Translated from the Chinese by Samuel Birch, Esq. L. L. D. London: Published at the Office of the Phönix, 3, George Yard, Lombard Street. 1872.*»

Sowohl den Text von 1843, als denjenigen von 1872 habe ich getreu ins Deutsche übertragen, den ersteren in der ersten Ausgabe der «Treulosen Wittwe» (siehe oben: Vorwort), den letzteren in meinem Buche «Kin-ku-ki-kuan. Alte und neue Novellen der Chinesischen 1001 Nacht» [Stuttgart, Gebrüder Kröner, 1880] S. 101—131.*)

Bis dahin scheint die englische Arbeit ganz unbekannt geblieben zu sein. Auch Felix Liebrecht in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung der *History of fiction* von 1816 (John Dunlop's Geschichte der Prosadichtungen u. s. w. Aus dem Englischen übertragen und vielfach vermehrt und berichtigt. Berlin 1851) kannte nur die französische Uebersetzung und so urtheilte er S. 523 über unsre Novelle und die andern in der Remûsatschen Sammlung enthaltenen: «In diesen Novellen wird auch der Leser nicht, wie sonst oft, durch zu häufige Anspielungen auf Erklärung bedürfende Sitten u. s. w. in dem Gesammtgenusse des Ganzen gehemmt.»

*) Danach ins Rumänische übersetzt von Titu Maiorescu: «*Veduva necredinciosa*» (*Craiova, Editura Librăriei S. Samitca, 1882*).

Ein sehr zweifelhaftes Lob! Grade im Roman, der ein Spiegelbild nationaler Sitte sein soll, müssen, je vollkommner er seiner Aufgabe gerecht werden will, um so mehr von jenen tausend Fäden nationaler Eigenthümlichkeit, Sitte, Sittlichkeit und Unsittlichkeit eingewebt sein, welche wieder bei jedem Volke bis zur gegenseitigen Unverständlichkeit verschieden sein können. Nun wir die Birch'sche Uebersetzung kennen, sehen wir sogleich, daß Liebrechts Lob unsre Novelle nicht treffen kann. Denn auch ohne Kenntniß des chinesischen Urtextes ergiebt eine Vergleichung des Franzosen mit dem Engländer sofort, daß jener nur eine glatte, lückenhafte, gerade das nationale Gepräge verwischende Paraphrase; dieser offenbar eine treue, fast interlineare Uebersetzung gegeben hat, wie er das in dem kurzen einleitenden Bericht auch ausdrücklich versichert. Der Franzose hat sich hier dem chinesischen Autor gegenüber ungefähr benommen wie Voltaire und noch mehr die späteren Uebersetzer (vor den Romantikern) dem Shakespeare gegenüber, nach jenem Goethe'schen Recepte nämlich

«Mußt all die garstgen Wörter lindern.»

Unter den garstigen Wörtern versteht der frühere französische und leider jetzt auch deutsche falsche Idealismus aber alles was an die unschöne Wirklichkeit nur erinnern könnte, alle kühnen Ausbrüche des poetischen Realismus, an denen Shakespeare grade so reich ist. Diese Partisane des *siècle Louis XIV* haben die *tarte à la crème* des großen Molière vergessen, und finden nur ihren Racine nachahmenswürdig, der 1697 die Ratte (*rat*) aus seinem Wappen strich, um hinfort nur den poetischen Schwan (*cygne*) als ein anständiges dichterisches Thier darin weiter zu führen! Glücklicherweise haben die französischen Romantiker zu dem ächten Shakespeare hin und zu Molière, Rabelais, La Sale, Villon und dem Autor des Pathelin zurückgeführt. —

Wir sind also erst durch Samuel Birch's Uebersetzung zu einer wissen=

schaftlichen Behandlung dieser chinesischen Novelle überhaupt in den Stand gesetzt.

Die erste Frage, die sich aufwirft, ist die nach der Herkunft der Novelle.

Der Held derselben ist, wie bereits angedeutet, ein bekannter Heiliger der Tao-Sekte. Außer Tschuang-söng sind als seine Namen auch Tschuang-tschau und Tschuang-tsze (letzteres = der Gelehrte Tschuang) überliefert. Er war der Zeitgenosse des Kaisers Hsiän-wang (368—319 v. Chr.). Sein hinterlassenes Hauptwerk, aus 10 Büchern bestehend, führte anfangs den Titel «Tschuang-tsze», im Jahre 742 n. Chr. wurde demselben aber auf Befehl der Regierung der Titel «Nan-chua-tschin-king» (der ächte Klassiker des Nan-chua-Hügels) beigelegt.

Der starke Einfluß des Buddhismus auf die Tao-Lehre ist für die Zeiten seit officieller Einführung der Buddha-Religion in China*) erwiesene Thatsache, nicht unbestritten ist dagegen, ob auch Lao-tsze selbst bereits unter dem Einfluß seines älteren indischen Zeitgenossen stand, und wie sich die Einwirkung des Buddhismus auf die Tao-sekte in den fünf ersten Jahrhunderten ihres Bestehens gestaltete.

Sicher ist, daß Lao-tsze am 14. Tage des 9. Monats des Jahres 604 vor unsrer Zeitrechnung geboren wurde. (Pauthier a. a. O. *p.* 111.) Sein Biograph Sze-ma-tsian bezeugt, daß er in seinem 87. Jahre eine Zusammenkunft mit dem 50 Jahre jüngern Kung-tsze (Konfucius) hatte. Er lebte also noch im Jahre 517. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Das Todesjahr des Buddha setzen nun die singhalesischen Quellen übereinstimmend auf 543 vor unsrer Zeitrechnung, wo er 80 Jahr alt in Nirwana eingegangen; was als Geburtsjahr 623 ergiebt. Der Königssohn der Sakya war also etwa 20 Jahre älter als Lao-tsze.

---

*) 64 nach Chr. Siehe G. Pauthier, *Chine ou description historique, géographique et littéraire de ce vaste empire, d'après des documents chinois* [*Paris 1838*] *p.* 480. 490.

Sicher ist ferner, daß die Bibel des Taoismus, das Tao-ti-king, von Lao-tsze selbst herrührt. Der Inhalt dieses Grundwerks berührt sich aber bereits so innig mit buddhistischen Vorstellungen,*) daß aus diesen innern Gründen eine direkte oder indirekte Einwirkung der Buddha- auf die Tao-Lehre nicht abzuweisen dürfte. Dazu kommt, daß die Tradition einstimmig von Lao-tsze bezeugt, er habe eine Reise nach den Ländern westlich vom chinesischen Reiche unternommen. Es ist dies die erste Reise eines Philosophen nach dem Westen, welche die chinesische Geschichte kennt (Pauthier, a. a. O. *p.* 113). Hat ihn die Reise nicht bis Indien selbst geführt, so konnte sie ihm doch Gelegenheit bieten, von den eben ihren Siegeszug beginnenden buddhistischen Ideen Kenntniß zu erhalten.

In begreiflichem Nationalstolz drehen die chinesischen Geschichtsschreiber die Sache um.

Pauthier übersetzt im *Journal Asiatique* folgende Stelle eines chinesischen Werkes: «Der Inhalt der Bücher des Fu-tu (Buddha) stimmt vollkommen mit der Lehre des Lao-tsze aus dem Reich der Mitte überein. Nun wird allgemein angenommen, daß der Letztere zum westlichen Thor der Grenze von China hinausgegangen sei und die Westländer durchreist habe, um nach Tiän-tschu (Indien) zu wandern und die Barbaren zu unterrichten.» (Citirt in F. v. Richthofen's «China» *I*, 502.)

Ja, das taoistische Werk Schin-sian-kian (Spiegel der heiligen Anachoreten oder der Unsterblichen) läßt sogar den Buddha nach China reisen, um daselbst die schon vor ihm vorhandene «Lehre von der Beruhi-

*) «Die Metaphysik des Buches über Kraft und Wirkung (Tao-te-king) scheint ihrem Wesen nach nicht von der des Buddhismus verschieden zu sein» (C. F. Neumann, Lehrsaal des Mittelreiches [München 1836] S. 15). «*The points of similarity between Taouism and Brahmanism as expounded in the Upanishads are so striking that we are led irresistibly to the conclusion that they are developments of one form of faith*» (*Athenaeum, octob. 17, 1885: Taoist Texts. By F. H. Balfour. London, Trübner & Co.*).

gung» zu erlangen. (Schott, Entwurf einer Beschreibung der chinesischen Litteratur, S. 322.)

Es widerlegt sich diese Umkehrung des Sachverhältnisses schon durch eine Stelle des Tao-ti-king selbst. Lao-tsze sagt: «*Je ne fais qu'enseigner ce que des hommes ont déjà enseigné avant moi*». (*Pauthier, Chine, p. 116.*) In China aber hatte nie jemand ähnliches vorgetragen wie den Inhalt des Tao-ti-king, es muß derselbe also von außerhalb, und er kann dann nur aus Indien stammen, sei es aus der Buddhalehre selbst, oder aus der ihr vorangehenden, sie im Keim enthaltenden Sankhya-Philosophie.

Wie man sich aber auch zu dieser Frage stellen mag: die Einwirkung des Buddhismus auf die weitere Entwicklung des Taoismus, bereits in den Jahrhunderten vor unsrer Zeitrechnung, ist schwerlich abzuweisen.

Die Vermittler der buddhistischen Lehren zwischen Indien und China waren in dieser Zeit das im Tarymbecken, in der Nähe von Khotan ansässige Volk der Yuetschi. Dasselbe ist tibetanischen Ursprungs und heißt mit dem indischen Namen Tukhara. Die Tukhara werden im Mahabharata als dem Pandava-König Felle, Eisen und Seide bringend erwähnt. Schon aus dieser Notiz ergiebt sich die frühe Beziehung zwischen den seidenhandelnden Yuetschi und den seidenerzeugenden Chinesen. Erst im Jahre 157 v. Chr. wurden die Tukhara-Yuetschi aus dem Tarymbecken vertrieben und wanderten nach den Oxusgegenden, wo Tokharistan in den nachfolgenden Jahrhunderten eine Hauptstätte des Buddhismus war (v. Richthofen, a. a. O. S. 440. 441). Bei den Yuetschi wird nun ein bereits im Jahre 288 v. Chr. erbauter kolossaler Buddhatempel in chinesischen Nachrichten bezeugt, und eben diese historische Ueberlieferung macht die Richtigkeit der andern wahrscheinlich, daß nämlich die ersten buddhistischen Pilger im Jahre 217 v. Chr. nach China gekommen sind (v. Richthofen, S. 501).

Beim Vorhandensein solcher bestimmten Daten, wie das Erscheinen

buddhistischer Pilger, ist aber anzunehmen, daß nicht aufgezeichnete Einwirkungen der neuen Weltreligion schon lange vorher von Indien nach China herübergespielt haben.

Ist dies richtig, so wird auch die Heiligenlegende von Tschuang-söng auf eine buddhistische Quelle zurückzuführen sein.

Im allgemeinen kann man hierauf schon aus der Erwähnung der Seelenwanderung in der (oben nicht berührten) Vorgeschichte des Helden schließen: «In den ersten Zeiten des Chaos war Tschuang-söng ein weißer Schmetterling gewesen und als solcher von dem Grünen Phönix verschluckt. Die Seele des Schmetterlings war aber nicht mit zerstört, sondern ihr Loos war, wieder zu erscheinen in der Welt und Tschuang-söng zu werden.» Auch die Fähigkeit, nach seinem Scheintode in andere Gestalten einzugehn, weist auf die Vorstellung von der Metempsychose hin. Diese tiefe Konception ist aber so originell indisch, daß überall, wo sie in einer Fabel oder Novelle auftritt, damit deren indische Abkunft dokumentirt wird.

Ich bin indessen im gegenwärtigen Falle so glücklich gewesen für diese Annahme einen noch positiveren Beweis aufgefunden zu haben.

In der Einleitung unsrer Novelle wird der Vers angeführt:

«Gatte und Gattin sind fürwahr Vögel aus dem selben Haine,
Die da warten, bis der Tag dämmert, und alsdann fliegt jedes
seinen Weg.»

Nun steht ganz die selbe Stelle in dem aus dem Sanskrit übersetzten chinesischen Werke Fa-yuen-tschu-lin:

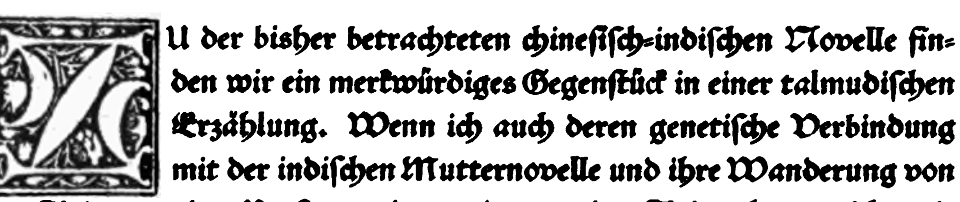
*«Le Brâhmane parla ensuite à la femme du défunt: Votre mari est mort, pourquoi ne pleurez-vous pas? — Cette femme lui répondit par une comparaison. C'est, lui dit-elle, comme deux oiseaux qui volent et vont se reposer au sommet d'un grand arbre; ils s'arrêtent et dorment ensemble. Puis, aux pre-*

*mières heures du jour, ils se lèvent et s'envolent chacun de leur côté*» (*Stanislas Julien, Contes et apologues indiens* [*Paris 1859*] *I, 12 f.* «*De ceux qui se sont dépouillés de toute affection*» aus «*La forêt des perles du Jardin de la Loi*»).

Das Original des genannten chinesischen Werkes ist, nach dem Uebersetzer, eine rein buddhistische Encyklopädie, die indeß bis jetzt nicht bekannt war. Diese und ähnliche chinesische Uebertragungen von Sanskritwerken sind für uns um so kostbarer, als die indischen Originale heute meist als verloren betrachtet werden müssen.

Aus allem bisher Ausgeführten werden wir daher auf Indien als die Heimath der chinesisch-taoistischen Legende verwiesen. Da nun der Tao-heilige, auf dessen Person sie sich niedergelassen, dem 4. Jahrhundert v. Chr. angehört, so dürfte die Uebertragung der Legende aus Indien nach China schwerlich sehr viel später anzusetzen sein.

## § 2.



Zu der bisher betrachteten chinesisch-indischen Novelle finden wir ein merkwürdiges Gegenstück in einer talmudischen Erzählung. Wenn ich auch deren genetische Verbindung mit der indischen Mutternovelle und ihre Wanderung von den Indern zu den Persern und von dort zu den Juden heute nicht mit der selben jugendlichen Sicherheit behaupten möchte wie in der früheren Ausgabe dieser Schrift (*ed.* 1877, S. 70) so scheinen mir die Analogien doch bedeutsam genug, um diese Historie vom Rabbi Meïr und seiner Gattin Berurja hier nicht ganz zu übergehen.

Auf dieselbe wird bereits in der Babylonischen Gemara, im 1. Kapitel des Traktats Avodasara angespielt. Daselbst wird von dem berühmten Rabbi Meïr eine ihm passirte fatale Geschichte erzählt und am Schlusse

derselben gesagt: einige meinten er sei dieserhalb nach Babylonien geflohen, andere aber wegen der Dinge die mit seiner Gattin Berurja vorgefallen. Diese Geschichte von Rabbi Meïr und seiner Gattin Berurja theilt die Gemara selbst, sie als bekannt voraussetzend, nicht mit; erst Salomon-ben-Jsaak, genannt Raschi, in der Glossa Marginalis, und Gedalja (Schalcheleth, Hakkabalah *fol.* 31, *col.* 2) berichten sie uns folgendermaßen:

Berurja, die Tochter des Rabbi Chanina, welche in ihrer Jugend während der Wintertage von dreihundert Meistern in der Wissenschaft unterwiesen war, heirathete nachmals den Schüler des Rabbi Ben Akiba, Rabbi Meïr, «das Licht des Gesetzes». Eines Tages las sie den Ausspruch der Weisen: alle Frauen seien leichtsinnig, und voll Zorn schrieb sie an den Rand ihres Buches: ausgenommen Berurja. Rabbi Meïr aber, ihr Gemahl, als er diese Randglosse wahrnahm bemerkte ihr: es werde die Zeit kommen wo sie selbst die Wahrheit des Wortes der Rabbiner anerkennen werde. Und er zog einen seiner Schüler ins Vertrauen und stiftete ihn an, die Berurja zu verführen. Der Schüler, ein sehr schöner junger Mann, wußte nach langen Bemühungen endlich das Jawort und ein Stelldichein von Berurja zu erlangen. Rabbi Meïr aber begab sich zur bestimmten Stunde heimlich an Stelle des Schülers zu seiner Gattin, welche ihn für den Liebhaber hielt und alles gewährte was sie jenem versprochen hatte (*R. Meïrum tacite in locum discipuli illius successisse et cum illa concubuisse*). Am Morgen erst gab sich der Rabbi zu erkennen, und als sie sah, daß sie des Vergehens überführt war, hängte sie sich selbst. Rabbi Meïr aber verließ die Stadt und wanderte nach Babylonien. — (*Tractatus talmudici Avodasara sive de Idolatria Caput primum e Gemara Babylonica latine redditum a G. E. Edzardo* [*Hamburg 1705*] *p. 326 f.*; vgl. auch Wagenseil, *Sota h. e. liber Mischnicus de uxore adulterii suspecti una cum Libri En Jacob Excerptis Gemarae. Altdorfi 1674.*)

Rabbi Meïr's Lehrer, Rabbi Ben Akiba wurde im Jahre 135 n. Chr. wegen Theilnahme am Aufstand des Bar Cochba auf Befehl des Feldherrn Hadrian's hingerichtet. Der Vater der Berurja, Chanina-ben-Theradion lebte um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr.

Es wird nun der Abschluß der ungeschriebenen Mischna um das Jahr 200 n. Chr. gesetzt. Die Fortbildung derselben durch die Gemara erreichte ihren Abschluß in der Babylonischen Gemara, Ende des 5. Jahrhunderts n. Chr. (Emanuel Deutsch, der Talmud. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe [Berlin 1869] S. 33. 43).

Rabbi Raschi gehörte der französischen Glossatorenschule an, geboren zu Troyes in der Champagne 1040, gestorben 1105.

Hiernach kann unsre Geschichte frühestens Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. angesetzt werden.

Wir haben in ihr eine jüdische Rabbi-legende, wie der Held der chinesischen Novelle ein Taopriester war. Der semitische Rationalismus hat der letzteren nur die buddhistisch-taoistische Phantastik ausgezogen. Der Ehemann stirbt nicht, um sodann in die Gestalt des neuen Bräutigams (seines Schülers in beiden Erzählungen) einzugehen, zu dem Zwecke, seine Wittwe zu versuchen und dann zu beschämen; sondern der Mann stiftet seinen Schüler an und spielt dann nicht als Geist, sondern in Fleisch und Bein dessen Rolle. Sehr bemerkenswerth ist auch die Uebereinstimmung in der Veranlassung zu dem ganzen Ehedrama, der Ueberhebung der Ehefrau: sie sei anders als andre, und der Widerspruch des Gatten: sie werde einst erkennen, daß er recht habe. Ganz übereinstimmend verläuft dann auch der Schluß. Ich will indessen gern zugeben, daß diese Analogien auch rein zufällige sein können.

Die von mir zum ersten Mal aus den Quellen wiedergegebene Talmud-Novelle ist auch in Jolowicz' «Polyglotte der Orientalischen Poesie in metrischen Uebersetzungen deutscher Dichter» (Leipzig 1853 S. 312 f.)

aufgenommen, wo dieselbe freilich in Gestalt einer Ballade erscheint, gegen welche gehalten die Lieder der Bänkelsänger auf den Jahrmärkten noch als erhabene Poesie gelten könnten. Jolowicz nennt, ohne jeden weitern Zusatz, den Dichter «Tendlau». Erst im gegenwärtigen Jahre (1885) ist es mir gelungen, den Standort aufzufinden, von welchem der Kompilator der «Polyglotte» sein Balladengewächs ausgehoben hat: «Das Buch der Sagen und Legenden jüdischer Vorzeit. Nach den Quellen bearbeitet von Abraham M. Tendlau. Stuttgart, Cast, 1842.» (S. 42—46: «Beruriah, das Weib»). Der Rabbiner J. Stern in seiner Schrift «Die Frau im Talmud» (Zürich 1879) hat, ohne Tendlau zu nennen, dessen tollgewordene Prosa wenigstens in eine nüchterne aufgelöst. Auf die von Tendlau auch inhaltlich verunstalteten Quellen ist er nicht zurückgegangen.

## § 3.

Als Indien die Schätze seiner Religion, Philosophie und schönen Litteratur verschwenderisch dem Osten zuführte, so kamen sie nicht minder dem Westen zu gute. Im Neuen Testamente ist, nach Arthur Schopenhauer's schönem Ausspruch, wie ein von fernen Gefilden hergewehter Blüthenstaub der Geist der Indischen Weisheit zu spüren. (Parerga *II*, 316 der ersten Auflage.) Pythagoras, Empedokles und Platon haben über Egypten die Lehre von der Seelenwanderung und die Urweisheit des Brahmanismus und Buddhismus empfangen. (Ebenda *I*, 35. 38.) Die Fabeln, Märchen und Novellen des Occidents stammen aus Indien.*)

---

*) «Der Bischof Huet (*Lettre de l'origine des Romans. Paris 1670*) wußte so gut wie wir, daß die Märchen ursprünglich aus Indien stammen und durch Persien über Bagdad und Konstantinopel zu uns gelangt sind.» Max Müller, Essays, deutsch von Liebrecht [Leipzig 1872] *III*, 309.



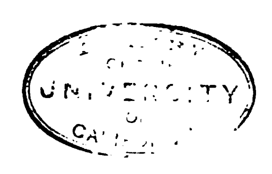
Und so finden wir die chinesisch-indische Novelle von Tschuang-söng im ersten Jahrhundert n. Chr. in Rom wieder.

Sie ist in eigenthümlicher Umbildung in den nur in Bruchstücken auf uns gekommenen großen Roman des Petronius eingeflochten.

Von seinem Verfasser, Cajus Petronius Arbiter, wissen wir aus Tacitus, daß er Prokonsul in Bithynien, dann Konsul gewesen und sich tüchtig und den Geschäften gewachsen gezeigt habe (*vigentem se ac parem negotiis ostendit*). Er wurde später unter die wenigen engeren Vertrauten des Kaisers Nero aufgenommen, und galt als «*elegantiae arbiter*» viel bei ihm, bis er durch eine Intrigue des Tigellinus dahin gebracht wurde, sich, wie Seneka, durch Oeffnen der Ader das Leben zu nehmen. Sein Tod fällt ins Jahr 66 n. Chr. Als Testament, mit seinem Siegel verschlossen, schickte er dem Kaiser seinen Roman zu, in welchem er unter fingirtem Namen die Ausschweifungen Nero's und seiner Günstlinge geschildert hatte (*flagitia principis sub nominibus exoletorum feminarumque et novitatem cuiusque stupri perscripsit atque obsignata misit Neroni. Tac. Annal. XVI, 18*).

Der Titel seines Romans ist uns nicht erhalten. In der *Editio princeps* (in den *Panegyrici veteres*, wahrscheinlich gedruckt Mailand 1482) lautet die Ueberschrift: *Petronii arbitri satyrici fragmenta quae exstant.* Ebenso in der ersten Einzelausgabe, Venedig 1499. In der Wiener Ausgabe von 1517 erscheint: *Petronii Satyra;* in dem Lyoner Druck von 1575: *Satyricon.* Diese letzte Bezeichnung ist seitdem die übliche gewesen. Zufolge der neuerlichen (von Scheller-Lünemann 1807 noch verworfenen) Annahme der Philologen, daß die römische *Satira* (= *satura*) mit der griechischen *σατυρική* (*sc. ποίησις*) nichts zu thun habe, werden jetzt auch die Fragmente des Petronius als «*Satirae*» bezeichnet (*Petronii Satirae et liber Priapaeorum. Iterum ed. F. Buecheler. Berolini 1871*).

Im Kapitel 111 und 112 steht nun daselbst folgende Erzählung:





Eine Matrone in Ephesus wollte sich über den Tod ihres Gemahls gar nicht trösten lassen und zufrieden geben. Weder ihre Verwandten, noch die Obrigkeit konnten sie von dem Entschluß abbringen, an der Leiche ihres Mannes durch Verhungern den Tod zu suchen. Fünf Tage schon brachte sie, nur von einer treuen Magd begleitet, im Grabgewölbe zu. Unweit desselben war ein Hochgericht, und der Gouverneur der Provinz hatte daselbst Räuber ans Kreuz schlagen lassen, die ein Soldat bewachte. Als dieser Licht durch einen Spalt des Grabgewölbes erblickte und darin seufzen hörte, kam er neugierig heran und erfuhr bald was sich zutrug. Eilig brachte er Speise und Trank herbei und suchte die Trauernde zu trösten. Aber sie will nicht hören und erst als die Magd, durch den Duft des Weines verführt, getrunken und gegessen, überredet sie auch die Herrin. *Ceterum scitis quid plerumque soleat temptare humanam satietatem:* es dauert nicht lange, daß der Soldat auch übrigens allen Widerstand der Frau besiegt.

Nach drei glücklichen Nächten bemerkt der Soldat plötzlich, daß der Leichnam des einen Gekreuzigten von den Verwandten geraubt sei. Er beschließt das Urtheil des Richters, das ihn treffen muß, nicht abzuwarten, sondern sich selbst zu tödten. Die Wittwe aber, eben so mitleidig als keusch (*non minus misericors quam pudica*), verhindert den Selbstmord:

— Das wollen die Götter nicht, daß ich zu gleicher Zeit den Tod der beiden, mir auf Erden liebsten Menschen erlebe. Lieber will ich den Körper des todten Gatten an das Kreuz hängen, als den lebenden dem Tod in die Arme treiben.

Und der Soldat folgt dem Rath der klügsten der Frauen.

Hier endet die Erzählung, welche der Dichter Eumolpus auf einem nach Tarent fahrenden Schiffe zum besten giebt. Im folgenden Kapitel (113) wird die Wirkung derselben auf die Zuhörer geschildert. Während die Schiffer lachen, wird die Buhlerin Tryphaena nicht wenig roth



und verbirgt ihr Gesicht am Nacken des Gito. Lichas aber, der Schiffskapitän, sagt: wenn der Kaiser gerecht gewesen wäre, so hätte er den Körper des *pater-familias* in das Grabmal zurückgebracht, das Weib aber an das Kreuz schlagen lassen. —

Eine einfache Vergleichung dieser Geschichte mit unsrer chinesischen erweist die genetische Verbindung beider. Es ist völlig ausgeschlossen, daß die eine unabhängig von der andern entstanden sei, so mannichfache Abweichungen zwischen beiden Versionen auch obwalten.

Sehen wir sie uns darauf etwas näher an!

Wie der Held der chinesischen Novelle ein hochgebildeter Philosoph war, welchen Könige zum Minister begehrten, so ist die Sphäre, in die Petronius seine Geschichte verlegt hat, die der römischen Wachtstube. Sie ist unter seinen Händen zu einem Soldatenabenteuer geworden. Ich sage nichts gegen die Art seiner Darstellung: da ist kein Wort zu viel, alles prägnant, lapidarisch, anschaulich, vortrefflich, ein kleines Meisterwerk, aber völlig niederländischer Schule, während über der chinesischen Novelle eine zarte sittliche Grazie schwebt, ein Hauch wie über den Bildern Giottos und Fiesoles. Der chinesische Erzähler ist gewiß ganz ebenso realistisch zu Werke gegangen, er hat sich nicht gescheut, auch die krassesten Dinge einfach natürlich zu erzählen, aber er ist doch ein größerer Poet als dieser Römer. Er versteht es uns die Rührung mitzutheilen, welche Tschuang-söng empfindet, als er die Flöte an der Leiche seiner erhängten Frau in Stücken bricht und das Haus, wo er mit ihr gelebt, in Brand steckt mitsammt ihrem Sarge. Einen so tiefen poetischen Eindruck vermag Petron nicht zu erwecken.

Von dem verstorbnen Gemahle, der bei dem Chinesen die Hauptrolle spielt, erfahren wir bei Petron nichts, hier agirt er nur als Leichnam mit. Der Soldat, der die trauernde Wittwe tröstet, ist eine wirkliche dritte Person. Von dem tiefsinnigen Zuge des Chinesen, welcher jeden

Dritten ausschließend das Ehedrama nur allein zwischen den beiden Gatten abspielen läßt, und wo, indem die Wittwe nur einem Schattenbilde gegenüber untreu wurde, gleichsam nur eine Sünde in Gedanken bestraft wird — ist bei dem Römer jede Spur verwischt. Die Idee der Metempsychose und was damit zusammenhängt ist auf der weiten Wanderung der Novelle völlig abhanden gekommen. Neu mußte eben deshalb auch die Verwendung des todten Körpers zu Gunsten des lebenden erfunden werden. Wie bei dem Chinesen das Gehirn des scheinbar Todten als Medizin für den todtkranken Lebenden gebraucht werden sollte, so muß bei dem Römer der ganze Leichnam als Heilmittel für den mit dem Tod bedrohten lebendigen Geliebten schmählich sich gebrauchen lassen. In beiden Fällen räsonnirt eine leichtfertige Moral: was nützt den Todten ihr Körper? kann ein Lebender dadurch gerettet werden, dann spalte dem Todten die Hirnschale oder hänge ihn getrost an den Galgen!*)

Aber auch Petronius läßt den Entschluß der Wittwe, ihren Gatten statt eines Räubers an das Kreuz zu hängen, doch nicht hingehen ohne ihr einen Hieb dafür zu versetzen. «*Non minus misericors quam pudica*» sagt er mit feiner Ironie. Jedenfalls aber haben wir bei ihm die vollbrachte Leichenschändung, wie vorher den konsummirten posthumen Ehebruch, bei dem Chinesen kommt es nur zu dem Versuche. Und dennoch kann sich der Römer nicht zu dem tragischen Abschluß seiner Geschichte erheben, obwohl selbst eine Tryphaena über die Erzählung erröthen muß. Die einzige Erinnerung an die altrömische Sittenstrenge liegt in den Worten des Schiffskapitäns, dessen Empörung sich in dem Gebrauch jenes altgeheiligten Ausdrucks «*pater-familias*» kundgiebt. Diese Soldatendirne bleibt am Leben und der Körper des *pater-familias* baumelt am Galgen!

*) Beiläufig sei hier erwähnt, daß die Egypter, wenn sie in Geldverlegenheit waren, die Mumien ihrer Angehörigen zu versetzen pflegten. (Lukianos, περι πενθους, Kapitel 21). — Masuccio läßt den Kaiser Friedrich Barbarossa bei Sultan Saladin die geweihte Hostie versetzen. (*Il Novellino di Masuccio, ed. Settembrini* [*Napoli 1874*] *p. 508.*)





Weit entfernt, daß wir hier in eine stets verderbliche Vermischung von Moral und Aesthetik geriethen, kann uns grade diese petronische Behandlung eines eminent moralischen Sujets beweisen, daß das Kunstwerk sich seines größten, ächtesten Eindrucks beraubt, wenn es mit den ewigen Ideen der Ethik sich in Widerspruch zu setzen wagt. Petron, indem er der Moral seiner Novelle die tragische Spitze abbrach, hat damit das Kunstwerk selbst zu einer bloßen socialen Studie herabgesetzt, zu einer geistreich erzählten Anekdote, zu einem lustigen Unterhaltungsstück, als welches es ja auch in der That auf dem tarentiner Schiffe aufgetischt wurde. Bei dem indisch-chinesischen Dichter waltet von Anfang bis zu Ende die Einheit der künstlerischen Idee, alles hat Zug, Streben, Beziehung auf das e i n e tragische Ziel, es ist die Schlange, die sich in den Schwanz beißt, das Symbol der Ewigkeit und der Kunst. Bei Petron läuft das Ende nicht in den Anfang zurück, die Geschichte verläuft im Sande, wie der Rhein in Holland.

Mit dieser blos anekdotenhaften Wiedergabe der Wirklichkeit, ohne die zu Grunde liegende Idee anschaulich zu erfassen und konsequent zu Ende zu denken, aus zahllosen andern Fällen den einen konkreten Fall zu ergänzen, zu korrigiren, erst in sein richtiges Licht zu setzen, — mit dieser bloßen Kopie des einmal Vorgefallenen begnügen sich auch in der weiteren Litteraturentwicklung die romanischen Novellisten sehr oft, selbst Boccaz und Antoine de la Sale. Der Inder sah jedes einzelne Geschehen *sub specie aeternitatis*.

Wie kam nun der Römer zu seiner Geschichte?

Die Lokalisirung derselben in E p h e s u s weist uns sofort darauf hin, daß Petronius sie als bithynischer Prokonsul in Asien kennen gelernt und von dort nach Europa mitgebracht habe. Sein Eumolpus, dem er sie in den Mund legt, sagt — nach alter Erzählersitte — die Geschichte habe sich zu seiner Zeit in Ephesus wirklich zugetragen. Wir, die wir

die zweifellos ältere chinesische Novelle kennen, wissen, daß ebendeshalb Ephesus nicht die Geburtsstätte der Geschichte von der Wittwe sein kann.

Die kleinasiatischen Küstenstädte spielten zu Petron's Zeit und schon früher, auch in litterarischer Beziehung, nur die Vermittlerrolle zwischen Orient und Occident. Wie der reiche Trimalchio in Petron's Roman sich Champignonsamen aus Indien kommen läßt, so bezogen Smyrna, Ephesus und Milet ihre Novellen über Persien aus Indien. Unter den letzteren war die von Aristides veranstaltete Sammlung *Μιλησιακα* besonders berühmt. Plutarch erzählt, daß im Lager des von dem Partherfürsten Surenna geschlagenen Heeres des Crassus (53 v. Chr.), und zwar unter dem Gepäck des Roscius, ein Exemplar des Aristides gefunden sei, welches Surenna dem Senat von Seleukia vorgewiesen, dabei über die Sittenlosigkeit der Römer deklamirend, daß sie selbst ins Feld solche Bücher mit sich führten.

Wir wissen u. a. aus Ovid, daß das Buch des orientalischen Griechen durch den Römer Sisenna ins Lateinische übersetzt worden ist:

> *Junxit Aristides, Milesia crimina, sexum ...*
> *Vertit Aristiden Sisenna.*
>
> *Trist. II, 413. 443.*

Bis auf einige wenige Zeilen aus eben dieses Sisenna *Milesiarum liber XIII* (abgedruckt bei Bücheler a. a. O. *p.* 229 f.) ist von den milesischen Märchen nichts auf uns gekommen. Zur Zeit des h. Hieronymus (4. Jahrhundert) müssen sie noch vorhanden gewesen sein, denn er klagt in der Vorrede zum zwölften Buch seines Jesaias-Kommentars: es sei kein Schriftsteller so thöricht, der nicht seinen, ihm homogenen Leser finde, und so sei die Schaar derer weit größer, welche die milesischen Märchen verschlängen, als derer, die die Bücher des Platon studirten.

5*



Die Matrone von Ephesus ist jedenfalls mit dem selben Recht zu den *Milesiae* zu rechnen, mit welchem Apulejus seinen Roman als *sermo Milesius* bezeichnete.

Wie daher schon Dunlop unsre petronische Geschichte als milesisches Märchen ansprach, so that dies auch im Jahre 1822 Edouard Gauttier in der Vorrede der von ihm veranstalteten neuen Ausgabe von Galland's Uebersetzung der arabischen 1001 Nacht. Aber er ging noch einen Schritt weiter. Er sprach aus: «Da eben diese Erzählung — die Matrone von Ephesus — auch in China bekannt ist, so ist anzunehmen, daß sie aus Indien auf einer Seite nach China, auf der andern zu den Parthern gekommen, welche sie weiter den Römern mitgetheilt haben.» (1001 Nacht, übersetzt von Habicht, v. d. Hagen und Schall [Breslau 1825] *I, XXIII* f.) Gauttier's Landsmann Abel Rémusat meinte dagegen im *Avant-propos* der oben citirten *Contes chinois, p. IX: « . . . la Matrone de Soung. Ce dernier conte, le plus piquant de ceux que Dentrecolles a traduits, est une preuve que les Chinois ont connu ces fables milésiennes dont il faisait partie, et qui ont couru le monde. C'est la supposition la plus naturelle qu'on puisse faire; car comment imaginer qu'un second modèle ait pu fournir, au bout de l'Asie, l'aventure sur laquelle est fondé ce récit satirique?»*

Diese Rémusat'sche Meinung kann uns von einem Manne nicht verwundern, der die berühmten drei Charaktere des Tao-ti-king J, Hi und Wei, in rührender Uebereinstimmung mit den christlichen Missionaren, als — Jehova erklärte und so an Stelle der Indischen Weisheit als Quelle des Taoismus das Judenthum setzte! (Vgl. Neumann, Lehrsaal, S. 16.)

Rémusat geht bei seiner absurden Unterstellung, daß die milesische Geschichte später nach China gewandert sei, von der aus der Luft gegriffenen Voraussetzung aus, daß die chinesische Erzählung jünger sei als die petronische. Ich habe dagegen den Wahrscheinlichkeitsbeweis

erbracht, daß die chinesische Tao-legende um Jahrhunderte älter ist als die petronische Geschichte. Und nachdem ich außerdem ein Fragment der ersteren in einem buddhistischen Werke nachgewiesen, sowie die allgemeinen Gründe für die Abstammung der taoistischen Legende aus indischer Wurzel aufgezeigt habe: werden wir anzuerkennen haben, daß Edouard Gauttier bei seiner Annahme von einem richtigen Instinkte geleitet war.

Die römische und die chinesische Novelle sind beide Töchter einer, indischen, Mutter und die chinesische hat das Recht der Erstgeburt in Anspruch zu nehmen.

Dem französischen Gelehrten folgte ein Menschenalter später der göttinger Sanskritforscher Theodor Benfey: «Dem Gedankenkreise nach gehört hierher auch die berühmte Geschichte der Matrone von Ephesus. Durch ihr Vorkommen im mohamedanischen Orient und selbst in China, wohin so viel Buddhistisches gedrungen ist, erweckt sie sogar den Verdacht, daß ihre eigentliche Heimath in der Mitte, in Indien, zu suchen sei. Allein ich kenne keine indische Darstellung, an die wir sie in ihrer Besonderheit anzuschließen vermöchten.» (Pantschatantra. Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen [Leipzig 1859] *I*, 460).

In einem andern Zusammenhange werden wir später (§ 5) auf Gauttier und Benfey zurückzukommen haben. —

Ebenso wie Sisenna, muß auch Petronius in Rom sehr populär gewesen sein.

In dem Werke *Costume des anciens peuples. Par M. Dandre Bardon* (*Paris 1772*) ist im ersten Bande auf der *XII.* Platte des 8. Heftes ein Basrelief abgebildet, welches unsre petronische Geschichte darstellt. Eine Frau an einem Sarge unterhält sich mit einem Soldaten, links flackert eine Lampe, rechts sitzt die Dienerin, ein Galgen — oder Kreuz? — sieht von ferne herüber ohne daß ein Körper daran hängt. Der Herausgeber

bemerkt (*I*, 72) dazu nur: «*les débris de ce bas-relief, trouvés parmi les ruines du palais de Néron.*» Ich habe bei meinem Aufenthalt in Rom (1872/73) dieser Illustration Petron's vergebens nachgeforscht und kann daher über die Entstehungszeit wie den Verbleib derselben nichts angeben.

Und noch in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts war er einer der gelesensten Schriftsteller. Makrobius berichtet uns in seiner *Expositio in Somnium Scipionis M. T. Ciceronis*: «*auditum mulcent argumenta fictis casibus amatorum referta quibus vel multum se Arbiter exercuit*» (*I*, 2, 8).

Später wurden die Handschriften dieses freiesten aller Liebesromane in den Klöstern, namentlich den französischen, fleißig kopirt, und speciell scheint die Geschichte von der ephesischen Matrone sich einer großen Beliebtheit erfreut zu haben. So kommt sie in dem Pariser *Codex Mazarin* (12615) aus dem 12. Jahrhundert besonders ausgeschrieben vor: «*Petronius de muliebri levitate dicit quam facile amatur .. Nullamque esse feminam tam pudicam quae non peregrina libidine usque ad furorem avertatur. Matrona quaedam Ephesi tam notae erat pudiciciae etc.*»

So nahm sie der Bischof von Chartres, Jean de Salisbéry († 1183) in sein Werk auf «Policraticus de nugis curialium et vestigiis philosophorum continens libros octo». In der, wahrscheinlich in Lyon gedruckten, Ausgabe von 1513 (die *Editio princeps* erschien noch im 15. Jahrh. o. O. & J.) lautet die Ueberschrift des *XI*. Kapitels des letzten Buches: «*De molestiis et oneribus Conjugiorum, secundum Hieronymum & alios philosophos: et de pernicie libidinis, de mulieris Ephesiae & similium fide.*» Die Geschichte ist dann wortgetreu aus einer Handschrift des Petron kopirt: «*Matrona quaedam, referente Petronio, Ephesi etc.*» Am Schlusse sagt der Kompilator: «*Tu historiam aut fabulam, quod his verbis refert Petronius, pro libitu appellabis. Ita tamen ex facto accidisse Ephesi et Flavianus auctor est. Mulieremque tradit impietatis suae et sceleris parricidalis et adulterii poenas luisse.*» Darüber, daß die Geschichte ein wirkliches Faktum

sei, brauchte Joannes Saresberiensis seinen Gewährsmann Flavianus nicht anzurufen, denn schon Eumolpus sagte ja bei Petron, er wolle aus seiner Erinnerung ein Ereigniß, das sich wirklich zugetragen, erzählen (*rem sua memoria factam se expositurum*). Der weitere Bericht des Flavianus, daß die Frau für ihren Frevel bestraft sei, — worin die Strafe bestanden wird nicht gesagt — erscheint nur als eine Amplifikation der Bemerkung des Schiffskapitän Lichas, daß der Kaiser die Frau hätte bestrafen, sogar ans Kreuz schlagen müssen. Flavianus ist uns als Autor eines Werkes «*de vestigiis sive de dogmate philosophorum*» nur durch den Bischof von Chartres bekannt, welcher demselben auch den Halbtitel seines Werkes entlehnt hat. Sonst ist von den Schriften dieses Flavianus keine Zeile auf uns gekommen.

## § 4.



NACHDEM wir unsre Novelle in der Hauptstadt des abendländischen Weltreichs verlassen, wo sie an den schwelgerischen Tafeln des Kaisers in später klassisch gewordener Prosa recitirt, und ihre Figuren in Marmor verwandelt als ewiges Kunstwerk an den Wänden seines Lieblingspalastes aufgehängt wurden: finden wir sie neun Jahrhunderte später in bescheidenem Mönchsgewand im Benediktinerkloster zu Dijon als Fabel wieder.

In diesem Kloster nämlich wurde Mitte des 17. Jahrhunderts eine der ältesten Handschriften der durch das ganze Mittelalter hochberühmten Fabelsammlung des Romulus aufgefunden, und wenn man ihr Alter in das 12. Jahrhundert versetzt hatte, so ist durch Hermann Oesterley's Entdeckung einer noch älteren, jetzt im British Museum aufbewahrten Handschrift für diese das zehnte Jahrhundert als sichre Ent-



stehungszeit ermittelt. Die Londoner Handschrift stimmt mit dem Codex Divionensis Wort für Wort, ja selbst in den meisten Lese- und Schreibfehlern überein. Oesterley hat den Romulus in der von ihm aufgefundenen Handschrift, mit einer Einleitung über die äsopische Fabel im Mittelalter, herausgegeben (Berlin 1870).

Der Verfasser, dessen Person völlig unbekannt ist, widmet seinen *Liber fabularum Aesopi* seinem Sohne «Tyberinus» und giebt im Prolog an, seine Fabeln aus dem Griechischen übersetzt zu haben (*«id ego Romulus transtuli de greco in latinum»*). In dem an den *«Magister Rufus»* gerichteten Epilog sagt er indeß ausdrücklich: um sein Buch dicker zu machen, hätte er auch eigene, neue Fabeln hinzugefügt (*«nam veteres et paucae olim fuere fabulae: sed ut maius fieret corpus adjeci et meas novas»*).

Nun ergiebt aber eine Vergleichung der prosaischen Fabeln des Romulus mit den jambischen des lateinischen Phädrus, daß viele der letzteren von Romulus nur in Prosa aufgelöst worden sind. Die mit den phädrischen übereinstimmenden Fabeln des Romulus kann der letztere also jedenfalls nicht aus dem Griechischen übersetzt haben. Das älteste bekannte, noch jetzt im Privatbesitz bei Paris befindliche Manuskript dieses Phädrus (oder wie er daselbst heißt *Fedrus*) stammt entweder aus Chalons-sur-Marne oder aus Douay (*«ex oppido Catalauensi sive Catuacensi — Duacensi»*) und gehört sicher, gleichwie der Romulus, dem 10., oder schon dem 9. Jahrhundert an. (*Phaedri fabularum Aesopiarum libri quinque ed. L. Mueller [Lipsiae 1877] p. XVI sq.**)

---

*) Ich bin übrigens der Ansicht, daß es wenigstens vor dem Jahre 43 n. Chr. einen römischen Bearbeiter des Aesop, Namens Phädrus, nicht gegeben habe. Die oft angeführte Stelle des Seneka in der im dritten Jahr seines Exils verfaßten *Consolatio ad Polybium* ist für mich entscheidend: *«Non audeo te usque eo producere, ut fabellas et Aesopeos logos, intentatum Romanis ingeniis opus, solita tibi venustate connectas»* (*cap. XXVII*). Diderot in seinem *Vie de Senèque* schließt aus dieser Stelle auf die Unächtheit dieser Schrift des Seneka: *«Quoi! le littérateur Senèque, le moraliste Senèque ne connaissait pas les Fables de Phèdre! Cela se présume-t-il?»*

Nicht aus dem Griechischen sind ferner selbstredend diejenigen, in jenem Phädrus fehlenden Fabeln, welche Romulus neu, aus sich hinzugefügt hat. Und grade zu den letztern gehört die Fabel, in welche sich beim Romulus unsre Novelle von der treulosen Wittwe verwandelt hat. Sie lautet bei ihm, in Oesterley's Text (S. 69. 70), folgendermaßen:

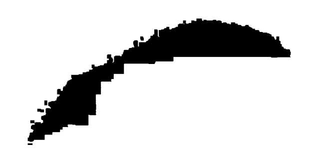
*Feminina quae amiserat virum contulit se ad mausoleum ubi maritus erat positus, ut lugubres illic ageret dies. Contigit interea ut aliquis peccasset et de lege accepit sententiam ut suspenderetur in cruce. Custos illi ponitur miles, ne a suis nocte fureretur. Qui cum observaretur per vices, siti fatigatus accessit ad mausoleum, aquae pusillum rogans. Accepit, bibit et exinde abiit. Cumque ille videret feminam pulcram rediit consolatur eam. Iterum sic fecit et tertio. Dum illuc saepe ab amica vocatur, subtrahitur ille qui in cruce pendebat. Miles rediens non invenit crucidatum, confugiensque ad pedes mulieris volutare se coepit. Cui sic ait: Quid agam, vel quid faciam? At ille: Subveni, inquid, mihi, a te quaero consilium. Illa misericors facta militi maritum de loco levavit et in cruce noctu suspendit. Celatum furtivum facinus misericordia pro tanta. Quia miles potuit officiari mulieri, mulier non erubuit de officio suo; et quae jam casta dudum fuit, scelus utrumque admisit. Habeant mortui quod doleant, et vivi quod timeant.*

Diese Fabel, welche sich sofort als aus Petronius geschöpft darstellt, fehlt, wie gesagt, in allen bekannten Handschriften des Phädrus. Allerdings ist im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts in Neapel ein s. g. *Codex Perottinus* zum Vorschein gekommen, welcher auch eine Fabel im Versmaaß des Phädrus enthält, die die Petronische Matrone von Ephesus behandelt. Eine Vergleichung dieser Fabel (*ed. L. Mueller p. 75. 76*)

---

(*Oewres ed. Naigeon IX, 119f.*) Ich, wie schon Viele vor mir, schließe eben daraus — wie aus zahlreichen andern Gründen — auf die Nichtexistenz eines «Phädrus» zur Zeit der ersten Kaiser. Die erste Erwähnung der Fabeln des Phädrus findet sich bei Avienus (Ende des 4. Jahrhunderts); der bei Martial (geb. um 40 n. Chr., † Anfang des 2. Jahrhunderts) erwähnte Phädrus (*II*, 20 und 21) kann nicht der Fabeldichter sein, wie die Stelle selbst lehrt.





mit der obigen des Romulus ergiebt aber zur Evidenz, daß die des letzteren nicht die Prosaauflösung dieser Perottinischen Fabel ist. Jener s. g. *Codex Perottinus* nun ist eine vom Bischof Niccolò Perrotto — *Nicolaus Perottus Pontifex Syppontinus* — († 1480) für seinen Neffen Pyrrhus zu dessen Uebung im Lateinischen angefertigte Gedichtsammlung, wie er für denselben auch eine Grammatik verfaßt hat. Ich besitze ein Exemplar dieser «*Regulae Syppontinae*», gedruckt Venedig 1495. (Das Werk heißt sonst *Rudimenta grammatices. Editio princeps Romae 1473.*)

Der somit ganz junge «Codex» enthält

36 Fabeln des Avienus;

32 bereits in den bekannten Handschriften stehende Fabeln des Phädrus;

32 anonyme Fabeln, ebenfalls in Jamben;

65 Verse aus Prudentius;

45 anonyme kleinere Gedichte.

Der Bischof von Manfredonia sagt im Prolog:

*Non sunt hi mei, quos putas, versiculi*
*Sed Aesopi sunt et Avieni et Phedri*
. . . . . . . . . . . . .
*Saepe versiculos interponens meos.*

Die unter jenen anonymen 32 Fabeln befindliche Fabel *Mulier vidua et miles* kann hiernach entweder von Perrotto selbst sein, oder einem spätlateinischen, sonst unbekannt gebliebenen Aesop angehören, oder endlich wirklich von Phädrus sein. Auch im letztern Falle würde nach dem oben (S. 40, Anmerkung) Ausgeführten die fragliche Fabel immer nur von dem späteren Phädrus aus dem früheren Petron entlehnt sein.

In der Form, in welche Romulus die petronische Geschichte von der Wittwe gegossen, hat sie, bei dem beispiellosen Anklang, den seine Fabeln fanden, den Gipfel der Popularität erreicht, und die Handschriften

wie gedruckten Ausgaben in Frankreich, Deutschland, Italien und England sind zahllos.

Der nächste, welcher den Romulus in elegischem Versmaaß umarbeitete, war ein Ungenannter, der gewöhnlich nach einem seiner Herausgeber der Anonymus des Nevelet genannt wird: «*par un singulier oubli bibliographique*» wie Edéléstand du Méril sagt (*Poésies inédites du moyen âge précédées d'une histoire de la fable ésopique. Paris 1854*). Denn es gab allein im 15. Jahrhundert schon über 24 verschiedene Editionen, während die des Nevelet erst Anfang des 17. Jahrhunderts erschien (*Mythologia aesopica, Francofurti 1610*, mit Holzschnitten von Virgil Solis u. A.; neue Titelauflage: *Fabulae variorum auctorum etc. Francofurti 1660*).

In Wolfenbüttel wird eine Handschrift dieses Anonymus aus dem 13. Jahrhundert aufbewahrt. Das Vorhandensein mehrerer Handschriften des Anonymus, wie auch einer sehr alten des Romulus auf der dortigen Bibliothek gab schon Lessing Anlaß, sich mit den einschlagenden Fragen zu beschäftigen. In seiner periodischen Schrift «Zur Geschichte und Litteratur | aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel | Erster Beytrag | Von Gotthold Ephraim Lessing | Braunschweig 1773» theilte er S. 43—82 eine bibliographische Untersuchung «Romulus und Rimicius» mit und über einer weiteren Abhandlung «der Anonymus des Nevelet» ereilte ihn der Tod. Das unvollendet gebliebene Manuskript der letzteren gab Eschenburg erst nach Lessings Tode heraus (a. a. O. Fünfter Beytrag [Braunschweig 1781] S. 43—58).

Lessing wirft hier die Vermuthung hin, der Anonymus könne wohl mit dem Alanus identisch sein: er kam um so eher auf diesen, weil in einem, von mir eingesehenen Wolfenbüttler Codex des Anonymus dem letzteren zwei Handschriften vorangehen: *Alanus de planctu naturae* und *Alani proverbia*. Und zwar eröffnet Alanus diesen Codex. Wenn daher Oesterley (a. a. O. S. *XXIV*) meinte: der von Lessing dem Verfasser

beigelegte Name Alanus finde nur darin seine Erklärung, daß die Ueberschrift des französischen Ysopet laute «*Compilacio Ysopi alata cum Avionetto*», und somit seinem berühmtesten Kollegen den Vorwurf der Flüchtigkeit machte — so freue ich mich, daß mir hier eine kleine Rettung Lessings geglückt ist.

Uebrigens ist es ziemlich gleichgültig, wie der Verfasser dieser Distichen geheißen hat. — Unsre Fabel ist daselbst die 48te und «*De Milite & Foemina*» überschrieben. Nevelet sagt in den Anmerkungen zu seiner Ausgabe: «*lepidissima haec fabula ex Petronio desumpta est.*» Aber der Anonymus war in der Unsittlichkeit noch einen großen Schritt über seine Quelle hinausgegangen: bei ihm endet die Fabel

*Huic merito succumbit eques, succumbit amori*
*Illa novo, ligat hos firmus amore thorus.*

Petron ließ das weitere Schicksal der Wittwe unentschieden, ebenso Romulus, aber der Anonymus läßt den Soldaten die Wittwe, wegen des Verdienstes das sie sich um ihn erworben, heirathen!

Sowohl der Romulus als sein «poetischer» Bearbeiter gehören, aller Vermuthung nach, Frankreich an. Frankreich erzeugte auch zu Ende des 12. und bis ins 14. Jahrhundert hinein jene Fabliaux, von denen ihr Herausgeber Le Grand d'Aussy treffend sagt: «Wir finden daselbst Meinungen, Vorurtheile, Sitten, die Art und Weise, wie man sich gewöhnlich unterhielt, wie man Liebschaften anknüpfte und fortführte; mit einem Worte Alles findet man dort und Vieles nur dort.» Er rühmt die Herzenskenntniß, Naivetät und Wahrheit dieser Dichtungen. (Dunlop-Liebrecht, S. 205. 206.)

Wenn sie durch jene lateinischen Fabeln angeregt waren, so haben diese reizenden Blüthen des altfranzösischen Geistes ihr Vorbild in der That weit hinter sich gelassen.

Nicht weniger als drei erzählen die Geschichte unsrer Wittwe.

Zwei derselben theilt der Akademiker Dacier mit in seiner Abhandlung *Examen de l'histoire de la matrone d'Ephèse. Lu le 20. juin 1773* (*Memoires de l'Académie* [*Paris 1780*] *p. 523 ff.*).

Der Eingang beider ist ganz mit dem Romulus übereinstimmend, ebenso Mitte und Schluß des einen, zu dem andern aber sind ganz neue Details hinzugekommen. Hier wird ein Zwiegespräch zwischen der Dame und dem Ritter wiedergegeben, nachdem sie sich bereit erklärt hat, ihren todten Mann an dem Galgen die Stelle des gestohlenen Räubers einnehmen zu lassen. Der Ritter erklärt ihr: lieber wolle er sterben als den Todten anrühren; worauf sie allein den Leichnam zum Galgen schleppt. Er geht hinterher. Dann bemerkt er, der Räuber habe an der Stirn eine große Wunde von zwei Pfeilen herrührend gehabt. Sie bittet, er möge ihrem Mann mit seinem Degen die selben Wunden zufügen. Und als er dies ebenfalls nicht wagen will, nimmt sie den Degen und schlägt zu. Mit dem allgemeinen Moralspruche: hieraus könne man ersehen, welches Vertrauen die Todten auf die Lebenden setzen könnten, schließt das Fabliau.

Das dritte, nur die erste Hälfte unsrer Geschichte behandelnde Fabliau hat die Ueberschrift: *De celle qui se fist foustre sur la fosse de son mari* (*Barbazan et Méon, fabliaux et contes. Paris 1808. III, 462* und A. Keller, Einleitung zu seiner Ausgabe der «*Sept Sages*» [Tübingen 1836] S. *CLXIII.*)

Eine Frau in Flandern will das Grab ihres Mannes nicht verlassen. Ein Ritter und sein Knappe gehen vorüber und beobachten ihre Trauer. Letzterer wettet mit seinem Herrn, er werde sie verführen. Er geht zu der Frau und klagt ihr: er habe seine Geliebte durch die Heftigkeit seiner Liebkosung umgebracht. Sie wünscht hierauf auch von ihm so umgebracht zu werden, da ihr das Leben verhaßt sei. Der Ritter sieht von ferne lachend zu.



Von den so überaus populären Fabliaux wurden viele von den Geistlichen ins Lateinische übersetzt, um sie als praktische Nutzanwendungen in ihren Predigten anzubringen. (*Thomas Wright, a history of Carricature and Grotesque in Literature and Art.* [*London 1875*] *p. 112.*) Eine Auswahl dieser kurzen lateinischen Prosaerzählungen hat derselbe hochverdiente Gelehrte (der Entdecker der einzigen Handschrift der *C nouvelles nouvelles*) herausgegeben: *Latin stories from MSS of the Thirteenth and Fourteenth Centuries. Printed for the Percy Society. London 1842.* Unsre Fabel findet sich daselbst S. 156.

Einen Einblick in die Predigten-Werkstätte eines bestimmten Individuums gewährt das Werk, «*Anecdotes historiques, légendes et apologues du recueil inédit d'Etienne de Bourbon Dominicain du XIII^e siècle, publiés pour la société de l'histoire de France par A. Lecoy de la Marche. Paris 1877.*» Stephanus de Borbone, «*in ordine Fratrum Praedicatorum minimus*», ist zwischen 1190—1195 geboren und im Kloster zu Lyon 1261 gestorben. Das ebenaufgeführte Werk ist ein Auszug aus seinem «*Tractatus de diversis materiis praedicabilibus*», auch genannt «*Tractatus de septem donis Spiritus Sancti*».

Im Prolog zählt er die Quellen auf, aus denen er geschöpft, darunter «*de libro quodam Exemplorum vulgalium et aliorum magistri Jacobi de Vitriaco, Tusculani episcopi cardinalis*». Jakob de Vitry, sein Zeitgenosse, ist seine Hauptquelle. Von ihm hat er auch unsre Fabel:

«*Item idem magister Jacobus qui supra: Cum quedam mulier sepelisset virum, nolebat recedere a sepulcro, in fletu perseverans. Quidam magnorum parentum, justicia exigente, suspensus fuerat prope; quem sub periculo vite rex cuidam precepit custodire, ne parentes eum raperent. Sed dum ivisset ad potandum, cum rediret, invenit eum sublatum; et, cum flens timore regio transiret per cimiterium ubi erat in tumba lapidea vir sepultus dictus, mulier ibi flens querit causam tanti luctus et audit; et, videns eum elegantem aspectu, querit*

*quid faceret pro eo, qui eum a regis potestate eriperet et divitem faceret. Respondit quod quicquid posset; et illa: 'Jura mihi quod duces me in uxorem, si hoc fecero.' Quo faciente, tradidit ei corpus viri suspendendum pro alio, et, ducens eam in uxorem, omnia bona viri ejus possedit.»* (A. a. O. *p.* 395.)

Eine Variante aus der selben Zeit druckt Lecoy ebendaselbst nach einem Manuskript von Tours ab:

«*Mulier quedam, mortuo marito, noluit recedere a tumulo. Quam videns miles, custodiens prope locum latronem, ad eam accessit et mulier ejus voluntati obedivit. Et cum rediret et latronem sublatum inveniret, rediit ad ipsam, dicens quod totum amiserat. Que ait: Absit; maritus meus rectus et recens est; suspendemus eum loco ejus. Qui cum portarent, ait miles: Unicum pedem habebat. Que statim pedem abscidit. Paulo post: Monoculus erat. Que statim eruit oculum. Post: Calvus, inquit, erat. Que statim depilavit eum. Ideo in amore mulieris non est confidendum alicui.*»

Aber nicht nur die namenlosen Trouvere, und nach ihnen die predigenden Mönche, auch die französischen Kunstdichter dieser Zeit bemächtigten sich des Stoffes. So dichtete die im 13. Jahrhundert in England lebende Marie de France einen Ysopet, für den sie sich ihrer Angabe zufolge einer auf Geheiß des Königs Alfred von England († 901) gefertigten Uebersetzung des Romulus bediente:

*Li rois Alvrez qui moult l'ama*
*Le translata puis en anglais*
*E jeo l'ai rimé en français.*

Unsre Geschichte ist daselbst unter Nr. 33 zu finden.

Ein anderer Ysopet von einem ungenannten französischen Dichter, um 1333, ist dagegen eine metrische Bearbeitung des Anonymus des Nevelet. Unsre Fabel wurde aus dieser auf der *Bibliothèque nationale* zu Paris aufbewahrten Handschrift zuerst bekannt gemacht in dem Werke *Fables*

*inédites des XII. XIII. et XIV. siècles etc. Par A. C. M. Robert* [*Paris 1825*] *II, 424.*

Aus diesem Ysopet nahm Eustache Deschamps die Fabel, mit zahlreichen Varianten, als «*Exemple contre ceuls qui se fient en amour de femme*» in sein großes Werk *Le miroir de mariage* auf. Deschamps ist in den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts geboren und starb erst im Anfang des 15. (Siehe *Poésies morales et historiques d'Eustache Deschamps. Par G-A. Crapelet* [*Paris 1832*] *p. IV. 230.*) Auch er läßt also, wie der Anonymus, den Soldaten die Wittwe heirathen:

> *Qu'elle ainsi de mort le garda,*
> *Si la print puis par mariage.*
> *Or ne sçai-je-s'il fist que sage,*
> *Autant pot-il de soi attendre*
> *Comme du premier qu'el fist pandre.*

Der Dichter zweifelt freilich ob sein Chevalier weise daran thut, da es ihm später am Ende ähnlich ergehen könne wie dem ersten Mann. Aber in diesem bescheidenen Skrupel erschöpft sich auch seine Moralität.

Eine andre und zwar wörtliche Uebersetzung der Fabeln des Anonymus lieferte der französische Mönch Julien Machaud: «*Les Fables de Esope translatees de latin en françoys .... Par reverend docteur en theologie frere Julien des augustins de Lyon ... 1484.*

Auf den Romuluskreis ist auch ein mit dem Ysopet von 1333 ungefähr gleichzeitiges französisches Reimwerk zurückzuführen: *Le livre de Matheolus.* Der Verfasser dieses Buches lebte von 1260—1320 und schrieb lateinisch. In französische Verse goß es um Jehan Le Febvre de Therouane um 1340, die erste gedruckte Ausgabe erschien zu Paris 1492. Unsre Geschichte steht daselbst *fol.* 15 *verso* und ist durch einen Holzschnitt illustrirt, welcher darstellt, wie die Wittwe den Leichnam ihres Gatten mit einem

Strick auf den Galgen emporzieht, während der neue Liebhaber zusieht. Der letztre sagt: sie verdiene verbrannt zu werden; und verläßt sie.

Robert (*a. a. O.*) entdeckte unsre Fabel auch in dem merkwürdigen Buche des Gratian Dupont «*Controverse des sexes masculin et féminin. Toulouse 1534*». Der Autor nennt unter seinen Quellen auch Matheolus. Mit dem Manne, der eine Wittwe heirathet, geht er sehr streng ins Gericht:

Qui veufve prend: il se faict quasi infame
De droict est dict: se me semble bigame.

*fol.* 103.

In Deutschland übersetzte als der erste Ulrich Boner aus Bern (um 1330) den Anonymus des Nevelet in seinem Buche «der Edelstein», zuerst gedruckt zu Bamberg bei Albert Pfister 1461. Unsre Fabel ist die 57te. Boners angehängte Moral ist eine seichte Aufzählung, wie viel Unheil die Frauen schon angerichtet hätten, Troja zerstört, Salomon geschändet, u. s. w.

Eine niederdeutsche Bearbeitung wurde gemacht durch den Dechanten Gerhard von Minden, im Jahre 1370, der sich wie Marie de France auf König Alfred von England als seine Quelle beruft. (Oesterley, Romulus, S. *XXVII.*) Und einen zweiten niederdeutschen Aesop, eine Handschrift aus dem 15. Jahrhundert, verwahrt die Bibliothek zu Wolfenbüttel. Beide enthalten die Wittwe, bei Gerhard steht sie Nr. 27 (Ausgabe von Seelmann [1878]) und im Wolfenbüttler Codex Nr. 51 (Ausgabe von Hoffmann [1870]).

Zu Ende des 15. Jahrhunderts gab der Arzt Heinrich Steinhöwel in Ulm eine neue deutsche Uebersetzung heraus: *Aesopi vita et fabulae cum fabulis Aviani ac Doligami, Aldefonsi, Poggii facetiis. Latine et germanice.* «Geendet säliglich von Joanne Zeiner zu vlm» (o. J.: Ebert's bibliographisches Lexikon setzt den Druck vor 1480.) Auf die «*fabula de muliere*

*et marito mortuo*», aus Romulus, folgt die deutsche Uebersetzung, auf diese die Distichen des Anonymus. (Herausgegeben von Oesterley, Stuttgart 1873, S. 152: Nr. 49.) Bei Steinhöwel hat der gestohlene Räuber eine Glatze, (wie im Manuskript von Tours). Die Wittwe reißt daher ihrem todten Mann mit Händen und Zähnen die Haare aus! Bestraft wird sie nicht.

Nach Steinhöwel erneuerte die Fabel im 19. Jahrhundert Ludwig Aurbacher in seiner anonymen Schrift «Ein Volksbüchlein» (Zwei Theile. München 1827 und 1829) unter dem Titel «Von der Weiber Lieb' und Treu».

In Italien wurde die Fabel, nach d'Ancona (*Studj di critica e storia letteraria* [*Bologna 1880*] *p. 324*) wiederholt in folgenden Bearbeitungen: im *Esopo senese no. XLIX*; im *Esopo Riccardiano no. XXI*; im *Esopo lucchese no. XXXI*; im *Esopo ed. Ghivizzani no. XLIII* (die genaueren Titel der einzelnen Ausgaben in Papanti's und Passano's bekannten bibliographischen Handbüchern). Ferner steht sie in *Aesopi fabulae, carmine elegiaco redditae cum italica versione Accii Zuchi per rhythmos disposita. Veronae 1479.* Accio Zucco gab unsre Fabel (Nr. 49) in zwei Sonetten wieder, von denen das zweite die Moral enthält! Die selbe Zwangsjacke ist auch allen übrigen Fabeln angezogen. — In Prosa begegnet sie wieder in *Aesopi vita et fabulae latine cum versione italica et allegoriis Fr. Tuppi. Neapoli 1485* (*no. 49*).

In Spanien erscheint sie in den «*Ysopo fablas. Burgos 1496*» unter Nr. 49; in den Niederlanden im «*Esopus. Delft 1498*» (Nr. 49).

Hierher gehört endlich auch die jüdische Behandlung unsrer Geschichte (Vgl. Reinhold Köhler, Jahrbuch für romanische Litteratur. *XIII*, 407, den d'Ancona *a. a.* O. ungenau citirt).

Als den ersten wirklichen Fabeldichter der Juden führt Edelestand du Méril (*a. a.* O. *p.* 27) den Berekhia-ben-Nathronaï, genannt Ha-Nak-

dan, an, welcher, wahrscheinlich in der Provence, im 12. oder 13. Jahrhundert lebte. Seine Mischle schualim (Fabeln der Füchse) wurde 1557 in Mantua gedruckt und von Melchior Hanel ins Lateinische übersetzt: *Parabolae vulpium Rabbi Barachiae Nikdani. Pragae MDCLXI.* Nach d'Ancona steht hier unsre Fabel von der Wittwe *p.* 293.

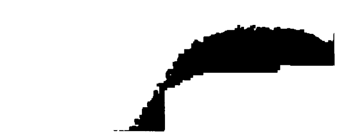
Sodann kommt sie im Maasaebuch vor, welches seinerseits auf dem Tosafot, den Talmudzusätzen der nordfranzösischen Rabbinenschule (12. Jahrh.) beruht, und speciell auf dem Tosafot zu Traktatus Kidduschin, Kapitel Esdre jochasin *fol.* 80*b*. Das Maasaebuch, ein jüdisch-deutsches Werk, d. h. deutsch im Judendialekt mit hebräischen Charakteren geschrieben, erschien gedruckt zuerst Basel 1602, eine spätere Ausgabe kam in Wilmersdorf o. J., eine dritte in Rödelheim 1753 heraus. Unsre Fabel steht daselbst im Kapitel 108. Deutsch gab sie Christoph Helvicus wieder: «Ander Theil Jüdischer Historien oder Thalmuhdischer, Rabbinischer, wunderbarlicher Märchen. Gießen 1617». Eine genauere Umschrift nach der Wilmersdorfer und Rödelheimer Ausgabe unter Beibehaltung des Judendialekts lieferte Max Grünbaum in seiner «Jüdisch-deutschen Chrestomathie. Leipzig 1882», S. 405.

Ich lasse die Geschichte nach Helvicus' Text (S. 104, *no. XXXIII*) hier folgen:

«Von einer Frawen, die sehr trawerte vmb jhren verstorbenen Mann.

Es war einmal ein Fraw, die gehub sich gar vbel aber jhres Mannes Todt, gieng allezeit auff das Begräbniß, vnd heulete, vnd bleibe auch offt vber Nacht drauff. Nun war nicht weit davon eben ein Hüter bestellt, der solte acht haben, daß kein Dieb vom Galgen gestolen würde, denn es war gar ernstlich von der Obrigkeit verbotten. Derselbige gieng einsmals hin, vnd wolt die Fraw trösten, daß sie nicht so kläglich thun solt, vnnd redet jhr ja so freundlich zu, daß sie ein Pact mit einander troffen, vnd schlieffen bey einander. Vnterdessen wird ein Dieb von seiner





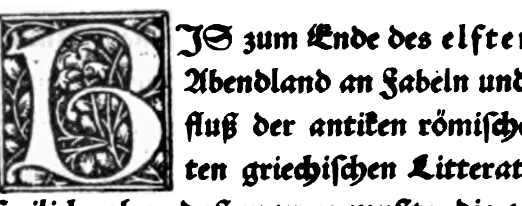
Freundschafft gestollen vom Galgen. Wie nun der Hüter wider kam, vnd sahe, daß jhm einer gestohlen ward, erschrack er gar sehr, vnnd wust nicht wie er jhm thun solt, denn er must sich besorgen, er möcht an deß Diebs Statt gehencket werden. Aber die Fraw sprach, sey du nur wolgemuth, wir wollen der Sachen wol rathen. Wir wollen mein verstorbenen Mann an die Stätt hencken. Vnd halff also dem Hüter jhren eigenen Mann auß dem Grab schleppen, vnd an Galgen hencken, daher kompts, das man spricht, die Weiber haben leichte Sinn, die lassen sich bald uberreden. —

DIß laß ich in seinem werth vnnd vnwerth beruhen, Es mag war sein, es mag auch nicht war seyn.»

Grünbaum bemerkt, daß der Kommentar Tosafot die Geschichte zur Erklärung eines in der bezüglichen Talmudstelle flüchtig erwähnten Ereignisses erzähle.

Wir erkennen leicht, daß auch diese jüdischen Version aus der petronischen Quelle oder ihren Ausflüssen abgeleitet ist.

## § 5.



IS zum Ende des *elften* Jahrhunderts ist Alles was im Abendland an Fabeln und Novellen umging, auf den Einfluß der antiken römischen und der durch diese vermittelten griechischen Litteratur zurückzuführen, hinter denen freilich, ohne daß man es wußte, die orientalische stand. Seit dem Anbruch des zwölften Jahrhunderts aber, nachdem am 15. Juli 1099 Jerusalem durch die französischen Kreuzfahrer erobert worden, beginnt der Orient in direkteste Verbindung mit dem Occident zu treten, und wie die Handelsprodukte vom Osten zum Westen wanderten, so die Welt-

anschauung und nicht an letzter Stelle die orientalischen Dichtungen, Novellen und Märchen.

Die französischen Trouvères zogen zum heiligen Lande und sogen begierig, wie einst die jonischen Kolonisten, die Fabeln und Märchen des Morgenlandes ein. Zu Hause ergötzten sich dann die normännischen Barone auf ihren einsamen Schlössern an den Erzählungen der zurückgekehrten Sänger. Denn:

*Usage est en Normandie*
*Que qui herbergiez est qu'il die*
*Fable ou chanson à l'hoste.*

(*Le Sacristain de Cluny. Par Jean le Chapelain.* Vgl. v. d. Hagen, Gesammtabenteuer [1850] *III, p. LIII f.*)

Auch die Sprachstudien, welche auf Anlaß der Kreuzzüge, namentlich in Montpellier, betrieben wurden, bewirkten die Einführung orientalischer Werke nach Frankreich.

Das wichtigste und die Erzählungslitteratur der gesammten occidentalischen Welt seitdem gradezu beherrschende Werk, welches vom fernen Osten zum Westen gelangte, war der Roman

Die sieben weisen Meister.

Auch dies Weltbuch nahm den Ausgangspunkt seiner Wanderung durch das Abendland in Frankreich. Der indische Titel des Buches, denn seine Heimath ist Indien, lautet

Das Buch des Sindibad.

Die erste, uns bis jetzt bekannte Erwähnung desselben findet sich bei dem arabischen Geschichtsschreiber Mas'ûdi († 345 der Hedschra = 956 n. Chr.). In Silvestre de Sacy's Uebersetzung (*Notices et Extraits de Mss. IX, I, 404*) lautet die betreffende Stelle: «*Après lui regna Courous. . . . Dans son royaume et de son temps vivait Sendabad, auteur du livre des*

*Sept Vizirs, du pédagogue, du jeune homme, et de la femme du roi. C'est l'ouvrage qu'on appelle le livre de Sendabad.*» Der König, von dem die Rede ist, ist Kurus oder Chus, dritter Nachfolger des von Alexander besiegten Porus.

Das indische Grundwerk ist bis jetzt nicht wieder aufgefunden worden, aber von Domenico Comparetti in Pisa ist es in einer glänzenden Abhandlung (*Ricerche intorno al libro di Sindibâd. Milano 1869: Memorie del reale istituto lombardo vol. XI, II della serie III*) an der Hand der vorhandenen orientalischen Uebersetzungen in seiner allgemeinen Rahmenfabel,*) wie nach seinen einzelnen Bestandtheilen rekonstruirt worden.

Die Fabel ist kurz diese:

Ein König in Indien, Namens Kûrusch, hat einen Sohn, den der Weise Sindibad unterrichtet. Nach Beendigung der Lehrzeit soll er zu seinem Vater zurückkehren, als Sindibad in den Sternen liest, daß seinem Schüler ein Unglück drohe; um demselben zu entgehen, dürfe er während sieben Tagen nicht sprechen. Eine der Frauen des Königs sucht den zurückgekehrten Prinzen zu verführen und zur Ermordung des Vaters zu bewegen. Der Prinz entgegnet ihr zornig, in sieben Tagen werde er ihr antworten. Die Königin klagt nun den Prinzen an, er habe ihr Gewalt anthun wollen, und sein Vater verurtheilt ihn zum Tode. Ein Wesir erreicht durch eine Erzählung von der Falschheit der Weiber, daß der König die Hinrichtung aufschiebt, die Königin durch eine gegentheilige Erzählung, daß der König wieder Befehl zur Hinrichtung giebt. Dies wiederholt sich an den folgenden sechs Tagen, so daß die Erzählungen weiterer sechs Wesire mit denen der Königin abwechseln — bis

---

*) d. h. eine ganze Reihe einzelner Novellen werden durch eine gemeinsame Grundfabel zusammengehalten, gleichsam umrahmt. Hierin liegt «ein ganz eigenthümlicher Charakterzug der indischen Erzählungslitteratur, der sich in älteren authentischen Produktionen der persischen und arabischen Litteratur nicht findet.» (A. Keller, Dyocletianus Leben [Quedlinburg 1841] S. 8.)

der achte Tag kommt, wo der Prinz wieder reden darf. Er enthüllt seinem Vater nun den wahren Sachverhalt, und die Königin wird bestraft.

Die gedachten Uebersetzungen des Werkes sind nun folgende:

1) Die älteste ist diejenige, welche Michael Andreopulos, auf Geheiß des Herzogs Gabriel von Melitene (in Armenien, an der syrischen Grenze), in den letzten Jahren des elften Jahrhunderts, aus dem Syrischen ins Griechische, verfaßte. Die richtige, zweifellose Bestimmung der Abfassungszeit ist erst Comparetti gelungen. Die syrische Quelle des Andreopulos ist in einer Handschrift des 16. Jahrhunderts in Berlin entdeckt und durch Baethgen herausgegeben: «Sindban oder die sieben weisen Meister. Leipzig 1878.» Die andern Uebersetzungen sind erheblich später, nämlich

2) die hebräische (Mischle Sandabar), wahrscheinlich übersetzt von dem Uebersetzer der Kalila we Dimna Rabbi Joël, aus dem Arabischen; 1250;

3) die ältere arabische, vertreten durch die spanische (*Libro de los engannos et los asayamientos de las mugeres*), aus dem Arabischen im Jahre 1253 übersetzt;

4) die persische (Tûti-nâhmeh) von Nachschebbi († 1329);

5) die persische (Sindibâd-nâhmeh), mittelbar aus dem Arabischen; 1375;

6) die jüngste, arabische (Sieben Wesire); in 1001 Nacht.

Zur Familie des Sindibad-Buches gehören auch zwei arabische Werke von nicht hohem Alter *a*) Die zehn Wesire;
*b*) Die vierzig Wesire;
aber sie bilden nur ihre sporadischen Glieder (Comparetti a. a. O. *p.* 5).

So wenig wie der indische Sindibad ist bis jetzt die älteste Gestalt der abendländischen Bearbeitungen des Buchs der sieben weisen Meister aufgefunden worden. Aber wir sind durch neuere deutsche und französische

Forschungen doch auf die richtige Spur zur Erschließung dieses abendländischen Grundwerkes geführt worden.

Als die älteste Gestalt desselben hatte früher allgemein die lateinische *Historia septem sapientum* gegolten, für deren Verfasser man den Ende des 12. Jahrhunderts lebenden Mönch Dam Jehan von Haute Seille (*Joannes de Alta Silva*) hielt. Dieser letztere langjährige Irrthum ist jetzt durch Mussafia's und Oesterley's Entdeckung des wahren lateinischen Textes des Mönchs von Alta Silva für immer beseitigt. (Siehe unten S. 61). Damit fällt auch das Hauptargument für das hohe Alter der *Historia septem sapientum*. Ihre späte Abfassung zu erweisen kamen aber neue Gründe hinzu. Die *Historia* erscheint oft im Auszuge in die Handschriften der ihr durch die Schlußmoralen ähnlichen *Gesta Romanorum* eingefügt. Die *Gesta Romanorum*, «*ce singulier recueil où des histoires de toute provenance sont munies d'une moralisation plus ou moins mystique*», sind Ende des 13. Jahrhunderts verfaßt und jedenfalls älter als die *Historia septem sapientum*. Das älteste Manuskript der *Gesta* nun, welches den Auszug aus der *Historia septem sapientum* enthält, ist von 1377. Die Abfassung der *Historia* setzt daher Gaston Paris um etwas früher, nämlich um 1330. (*Deux rédactions du roman des Sept Sages de Rome* [*Paris 1876*] *p. XXXIX.*)

Man hatte bisher, seit Loiseleur Deslongchamps (*Essai sur les fables indiennes et leur introduction en Europe. Paris 1838*), angenommen, daß die *Historia septem sapientum* auf den hebräischen Mischle Sandabar des Rabbi Joël beruhe.*) Mit der von Gaston Paris erschlossenen Zeit der Abfassung der *Historia* würde diese Ansicht nicht im Widerspruch stehen,

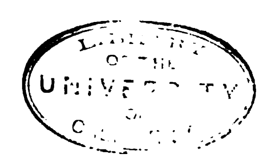
*) Ebenso wie erwiesenermaßen Johannes von Capua (in den Jahren 1262—1278) eine lateinische Uebersetzung des — von dem selben Rabbi Joël (1250) ins hebräische übertragenen — Kalila we Dimna gemacht hat, welches «*Directorium humanae vitae*» dann auf Geheiß des Grafen Eberhard von Württemberg Ende des 15. Jahrhunderts ins Deutsche übersetzt wurde («Das Buch der Byspel der alten Wysen» o. O. & J.; zuerst wiederholt Ulm 1483).

denn die Mischle Sandabar sind, wie wir gesehen, um 1250 (zur selben Zeit wie das hebräische Kalila we Dimna) verfaßt. Auch ließ sich dafür anführen, daß vier Erzählungen des Sandabar, wenn auch modificirt, in der *Historia* wiederkehren, und in einer derselben (*avis*) der redende Vogel von dem eifersüchtigen Ehemann in hebräischer und lateinischer Sprache unterrichtet wird, was auf ein hebräisches Original der lateinischen Bearbeitung in der That hinweisen könnte. (Vgl. Landau, Quellen des Dekameron [Stuttgart 1884] S. 50.)

Gaston Paris hat jedoch dem gegenüber den Nachweis unternommen, daß die *Historia septem sapientum* die Uebersetzung eines französischen Textes sei, und zwar derjenigen Prosahandschrift, welche auch als Vorlage der italienischen Uebersetzung gedient hat (*«Il libro dei setti savj di Roma. Pisa 1864» ed. A. d'Ancona*). Dieser französische Prosatext A ist nämlich in seiner letzten Hälfte die Prosaauflösung derjenigen rhytmischen französischen Version aus dem 13. Jahrhundert [nach 1284], welche, wie S. 45 erwähnt, A. Keller unter dem Titel *«Li Romans de sept Sages»* herausgegeben hat: V. In seiner ersten Hälfte weicht A indessen von V völlig ab und stimmt dagegen mit den von Leroux de Lincy herausgegebenen, ebenfalls dem 13. Jahrhundert angehörigen Prosatexten überein: L. Der französische Bearbeiter von A hat folglich aus zwei verschiedenen Vorlagen Eine hergestellt. Die in A stattgehabte Prosaauflösung von V und überhaupt die Zusammenarbeitung der beiden französischen Texte L und V kann aber nur von einem Franzosen herrühren, muß nothwendigerweise französisch, direkt nach französischer Vorlage gemacht sein. Wenn daher, wie Paris nachweist, die *Historia VII sapientum* mit A übereinstimmt, so ist hiermit bewiesen, daß sie die Uebersetzung der Handschrift A ist. (G. Paris a. a. O. *p. XVIII f. XXXI.**)

*) Der dagegen von Landau (a. a. O.) erhobene Einwand, daß die 1492 in Genf gedruckte französische Uebersetzung ja ihrerseits eine wörtliche Uebertragung der *Historia* sei, (was richtig





Der französische Gelehrte glaubt nun, daß die *Historia* in Frankreich verfaßt sei. In England könne sie nicht verfaßt sein, weil von dort gar keine Handschrift der *Historia* bekannt sei, auch die englischen Handschriften der *Gesta Romanorum* niemals die *Historia* inserirt hätten. Eher könne man geneigt sein, den Uebersetzer in Deutschland zu suchen. Er weist dies aber deshalb ab, weil in Deutschland französische Texte um 1330 nicht nachgewiesen seien, Deutschland ihm also eine französische Vorlage nicht habe liefern können. Der letztere Grund scheint mir nicht stichhaltig: ein Deutscher, der ein fremdes Werk ins Lateinische übersetzen will, verschafft sich eben dies fremde Werk aus dessen Heimath oder übersetzt es dort und bringt es seinen Landsleuten mit zurück. Sehr viele Gründe sprechen nur meines Erachtens dafür, Denjenigen, welcher die *Historia septem sapientum* abfaßte, in der That in Deutschland zu suchen. In Paris befindet sich nur eine Handschrift der *Historia*, in Deutschland vier (1 in Berlin, 1 in Wien, 1 in München, 1 in Kolmar), außerdem eine in Rom. Alle sind aus dem 15. Jahrhundert. Der erste Druck der *Historia* ist ebenfalls ein deutscher: «*Incipit Historia Septem Sapientum Romae*» o. O. & J. («*attribué aux presses de Jean Veldener à Cologne vers 1475*» *Graesse, Trésor*). Dann folgt ein Druck ebenfalls o. O. & J. in Antwerpen («*vers 1480*»). Die erste datirte Ausgabe ist ebenfalls deutsch: «*Historia Sept. Sap. Romae. Coloniae 1490.*» Und im selben Jahre (6. November 1490) die *Historia Calumniae novercalis quae septem Sapientum inscribitur*» in Antwerpen. (Die *Calumnia* weicht, beiläufig bemerkt, von der *Historia* hauptsächlich nur durch Unterdrückung der Namen des Königs, seines Sohnes und der sieben Weisen ab.) Die erste zeilentreue deutsche Uebersetzung der *Historia* erschien sogar schon vor dem Druck des latei-

---

ist: Paris edirt sie als solche selbst a. a. O. *p.* 55—205) — dieser Einwand besagt nichts. Es sind schon auffallendere *curiosities of literature* dagewesen. Man denke nur z. B. an unsern Modius. (S. unten § 11.)

nischen Originals: «Hienach volget ein gar schöne Cronick vñ hystori auss den Geschichten der Römer | Hystori von den syben weysen Meystern. | Augspurg, J. Bämler, 1473.»

Dies die äußern Gründe: auf den schlagenden innern Grund für die Abfassung der *Historia* durch einen Deutschen komme ich später zurück (§ 11). Für jetzt kommt es nur darauf an, festgestellt zu haben, daß die *Historia Septem Sapientum* nicht das älteste abendländische Grundwerk sein kann.

Theodor Gräffe bemerkte nun im *Trésor de livres rares et précieux ou nouveau dictionnaire bibliographique Tome VI, première partie* (*Dresde 1865*) unter dem Artikel *Septem Sapientes* [*p. 363—367*] «*Je remarque ici, ce qui est resté inconnu à tous les savants, qu'un extrait de ce roman latin* (*le liber de septem sapientibus*) *se trouve déjà dans le livre intitulé: Scala coeli. Ulm. Joh. Zainer 1480. in fol. art. Femina f. 87 verso et suiv.*»

Gräffe verzeichnet an einer andern Stelle (*tome III* [*1862*]) die Editio princeps des letztgedachten Buches: «*Joannes Junior ord. praed. Scala Coeli* [*à la fin:*] *Anno dñi MCCCCLXXVI Liber iste vocatus Scala coeli Lubec impressus explicit feliciter.* [*in fol. 241 ff.*] *Reprod. Ulm 1480. Argentor. 1483.*»

Auf die Entdeckung Gräffe's, ohne sie weiter zu verwerthen, lenkte die Aufmerksamkeit Antonio Capelli in seiner Ausgabe des «*Libro dei sette savi. Bologna 1865*» *p. 84. 85.*

Karl Goedeke machte jenen Auszug aus dem *Liber de VII sapientibus* zum Gegenstand einer eingehenden Studie in Theodor Benfey's *Orient und Occident, III,* 3 (1866) Seite 385—423. S. 397 sagt er daselbst: «In Frankreich entstand denn auch die Bearbeitung, welche früher als die *Historia septem sapientum* im Druck erschien und die sich allen Forschern bisher entzogen hat.»

Indessen ist der Auszug aus dem *Liber de VII sapientibus* in der *Scala coeli* bereits lange vor Gräffe und Goedeke entdeckt worden. In dem

Werke «*El Cancionero de Juan Alfonso de Baena* (*siglo XV*) *ahora por primera vez dada á luz con notas y commentarios. Madrid, Rivadeneyra, 1851*» erwähnt der Herausgeber *p.* 701 einer in Madrid befindlichen Handschrift aus dem 15. Jahrhundert, welche enthält: «*Novella que Diego de Cañizares de latyn en romance declaró y trasladó de un libro llamado Scala Coeli. Es la historia vulgar intitulada de los Siete Sabios de Roma.*» (Siehe Mussafia, Beiträge zur Litteratur der Sieben Weisen Meister, in den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften [Wien 1868] S. 37 bis 118.)

Die Verwerthung dieser Entdeckung jedoch ist Goedeke's alleiniges Verdienst.

Der Verfasser des Auszuges aus dem unter diesem besondern Titel

LIBER DE SEPTEM SAPIENTIBUS

bisher ganz unbekannten Buche war, nach dem Prologus, der Dominikanermönch («*ordinis fratrum praedicatorum*») Joannes Junior. Er führt in dem selben Prolog ein Verzeichniß der Schriften auf, welche er für sein Erbauungsbuch die *Scala coeli* excerpirte, indessen das *Liber de VII sapientibus,* wie übrigens auch andre ausgezogene Autoren, ist nicht darunter.

Die Stelle lautet in dem mir allein zugänglichen Ulmer Druck auf der Bibliothek der Brera in Mailand: «Gradus huius scale sunt diverse materie que secundum alphabeti ordinem contexuntur: que ne contemnantur a legentibus expono libros a quibus flores elegi .. Ex vitas patrum Jero. ex libris Dyalogorum Grego. ex floribus sanctorum Jacob. de voragine. ex historiis scolastice. ex speculo exemplorum Jacobi de vitriaco. ex glosa Jero. super bibliam. ex summa fratris Vincentii. ex libro magno de Donis spiritus sancti. ex mariali magno. ex libri de vita & perfectione fratrum prädicatorum. ex alphabeto narrationum. Verum aliquid interdum inserui .. que ita conscripta non reperi: sed in prädica-

tionibus aliorum audivi.» Nach dem Prolog folgt der erste Artikel: De Abstinentia. Der Artikel «Femina» beginnt: «Femina multa mala inducit in nobis. Primo est virorum deceptiva .... Sexto est omnis malicie inventiva. Legitur in libro de septem sapientibus quod fuit quidam imperator Dyocletianus nomine ...» Die Zeit, in welcher der Predigermönch diesen Auszug aus dem *Liber de VII sapientibus* machte, kann ziemlich genau festgestellt werden. Er widmet im Prolog seine Arbeit «patri Hugoni de coluberiis sancte aquensis ecclesie präposito», diesen dabei als lebend anredend. Der Probst Hugo de Coluberiis zu Aix lebte aber in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die älteren Quellen, aus denen Joannes schöpfte, gehören, nach Goedeke, «sämmtlich» der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts an, dies ist jedoch nicht genau, unser Kompilator schöpfte ja auch aus weit älteren Quellen, z. B. aus dem h. Hieronymus.

Wir sind indessen in der Lage, das Alter des *Liber de septem sapientibus* auf anderem Wege wenigstens annähernd feststellen zu können.

Zu Ende des 12. Jahrhunderts verfaßte, wie bereits oben (S. 56) erwähnt, der Mönch Dam Jehan zu Haute Seille, einer am 26. Mai 1140 gegründeten Abtei der Diöcese Nancy, einen lateinischen Prosaroman unter dem Titel Dolopathos. Dieses Werk, dessen Existenz man bis vor wenigen Jahren nur aus der rhytmischen französischen Uebersetzung des Trouvère Herbers (Anfang des 13. Jahrhunderts, denn er widmet seinen Dolopathos dem Dauphin Louis, dem 1223 zur Regierung gelangten König Louis *VIII*) kannte, ist nunmehr, zuerst in Bruchstücken von Mussafia, sodann in einer vollständigen Handschrift von Oesterley, aufgefunden und von letzterem herausgegeben: *Johannes de Alta Silva Dolopathos sive | de rege et septem sapientibus* | Straßburg 1873. Herbers sprach von dem Verfasser seines Originals als von einem älteren Zeitgenossen: auf Grund des Widmungsschreibens des Dam Jehan an den Bischof Bertrand von Metz (1179—1212) ist die Abfassungszeit des

lateinischen Dolopathos jetzt fast bis auf das Jahr festzustellen. Die Abtei Haute Seille wurde nämlich 1184 der Diöcese Metz zugetheilt. Da nun die Widmung «unter dem begeisternden Eindruck einer ersten Begegnung, also jedenfalls kurz nach Unterstellung des Klosters unter den Krummstab des Bischofs Bertrand geschrieben» erscheint, so ist die Entstehungszeit des Dolopathos noch in das Jahr 1184 oder spätestens 1185 zu setzen. (Oesterley a. a. O. Einleitung, S. *XI.*)

Man hat bisher angenommen, da der Dolopathos — (trotz so starker Abweichungen von den Sieben weisen Meistern, daß eigentlich ein ganz neues Werk daraus geworden war) — doch das Skelett der Rahmenfabel und auch zwei in der *Historia septem sapientum* enthaltene Erzählungen darbietet, zwei andre derselben in eins verschmilzt, daß der Mönch von Haute Seille nach der *Historia* gearbeitet habe. Nach dem, was wir oben über das Alter der letzteren beigebracht, ist diese Annahme unhaltbar. Ebensowenig konnten die französischen *Sept Sages* (Siehe oben S. 57) seine Quelle gewesen sein, denn die frühesten Handschriften derselben gehören erst dem 13. Jahrhundert an. Daß der Verfasser des Dolopathos auch nicht etwa nach der von den orientalischen Uebersetzungen allein in Betracht kommenden ältesten, dem *Syntipas*, gearbeitet, sondern eine europäische Bearbeitung des Sindibadbuchs benutzt hat, erscheint schon deshalb zweifellos, weil seine sämmtlichen Erzählungen, mit Ausnahme einer einzigen (*canis*), im *Syntipas* (wie auch in den übrigen orientalischen Texten) nicht vorkommen.

Hier tritt nun das durch Joannes Junior als vorhanden bezeugte *Liber de VII sapientibus* in die Lücke. Aus den bei Goedeke verzeichneten Erzählungen desselben hat der Dolopathos drei (*canis, gaza* und *puteus*). In einer Erzählung des Auszugs in der *Scala coeli* spielt ferner Virgilius (wie übrigens auch in der *Historia* und den französischen *Sept Sages*) eine Rolle, und grade Virgilius ist die Hauptperson im Dolopathos geworden.

(Vgl. Montaiglons Bemerkung in der Einleitung zu *Li Romans de Dolopathos ed. Charles Brunet et Anatole de Montaiglon. Paris, P. Jannet, 1856* und *Gaston Paris* in der *Romania* von 1873, *p.* 481 ff.)

Ist sonach, mit hoher Wahrscheinlichkeit, die Vorlage des Dam Jehan das *Liber de VII sapientibus* gewesen, so gewinnen wir dadurch den richtigen Standpunkt für das Alter des letzteren Buches: es muß spätestens vor den achtziger Jahren des 12. Jahrhunderts abgefaßt sein.

Hieraus würde dann weiter folgen, daß wir in den bereits oben S. 57 erwähnten, von Leroux de Lincy veröffentlichten Prosatexten der *Sept Sages* offenbar Uebersetzungen aus dem *Liber de VII sapientibus* haben. Dies behauptete bereits Goedeke, Gaston Paris stellte es zwar als nicht bewiesen hin, gab aber doch zu, es sei unmöglich, nicht die enge Verwandtschaft zu bemerken, die L (die Texte Leroux's) mit S (dem Text des Joannes Junior) verbinde. Die Anordnung der Erzählungen sei absolut identisch für die Erzählungen der Königin, die Erzählungen der Weisen böten einige, jedoch nicht bedeutende Abweichungen, die Scene sei bei beiden Rom, der Kaiser Diocletian u. s. w. (*Deux redactions etc.* S. *XI* f.) Größere Abweichungen von S bietet dagegen der ebenfalls oben (S. 57) gedachte Text der *Sept Sages* in Versen (V). Was endlich das Verhältniß des *Liber de septem sapientibus* zur *Historia septem sapientum* betrifft, so hat das erstere zwei Erzählungen, die der *Historia* fehlen, die letztere dafür zwei andre, die das *Liber de VII sapientibus* nicht hat; von inneren Verschiedenheiten in den einzelnen, gemeinsamen Erzählungen ganz abgesehen. Hiernach kann die *Historia* nicht etwa auf dem *Liber de VII sapientibus* beruhen. Daß beide indeß doch so viele Erzählungen gemeinsam haben, rührt sehr natürlich daher, daß das *Liber de VII sapientibus* wenigstens großentheils die Vorlage grade derjenigen französischen Prosatexte war, von welchen die *Historia*, nach Gaston Paris, nur die spätere lateinische Uebersetzung ist.

Aus welcher orientalischen Quelle hat nun das von uns vorausgesetzte abendländische Grundwerk, das lateinische *Liber de VII sapientibus* geschöpft?

Die Antwort ist, gestützt auf Comparetti's Untersuchung, leicht und sicher zu geben: nur der dem Ende des 11. Jahrhunderts angehörende Syntipas kann die Grundlage für das vor Ende des 12. Jahrhunderts anzusetzende *Liber de VII sapientibus* gewesen sein.

Ich sage Grundlage: denn was die einzelnen Erzählungen betrifft, so hat der, wohl jedenfalls, wie Joannes Junior, in Frankreich zu suchende Bearbeiter des *Liber de VII sapientibus* nur vier aus dem Syntipas. Vom Syntipas finden sich in Paris noch jetzt zwei Handschriften, von denen die eine in Caffa in der Krim geschrieben ist. Sie ist dorthin wahrscheinlich über Trapezunt gelangt, welches Verkehr mit Caffa und Melitene hatte. (Comparetti, *a. a. O. p.* 31.)

In dem *Liber de septem sapientibus* stand nun, nach dem Auszuge des oft genannten Dominikaners, auch unsre Novelle von der treulosen Wittwe.

Hier könnte man auf den eersten Blick glauben, daß diese Novelle, als deren Heimathland ich bereits, aus ihrem Vorkommen in Gestalt einer chinesischen Tao-Legende, Indien erschlossen hatte, und welche dann über Persien und Kleinasien nach Rom gelangt war, — jetzt zum zweiten Mal, auf Anlaß der Kreuzzüge, graden Weges aus dem Orient nach dem Occident gewandert sei: denn das Buch von den sieben weisen Meistern, in dessen ältester europäischer Redaktion wir sie finden, kam ja aus Asien nach Frankreich. Allein die genauere Betrachtung der bis heute allein bekannten sechs orientalischen Texte des Sindbadbuchs lehrt uns, daß in keinem von ihnen die Geschichte von der Wittwe enthalten ist.

Allerdings hatte Edouard Gauttier behauptet, daß unsre Novelle als «Geschichte [des Seidenhändlers und seiner Frau] der Adileh» in den

— zur Familie des Sindbadbuchs gehörenden — Vierzig Wesiren stehe. (Siehe oben S. 36 und unten S. 72.)

Adalbert Keller (in der Einleitung der *Sept Sages p. CLIX*) führte ebenfalls als Versionen unsrer Novelle (die er «Trost der Wittwe» betitelt) folgende beiden auf:

*I*) Tausend und Eine Nacht. *XIII*, 555. 556. Nacht (Geschichte [des Seidenhändlers und seiner Frau] der Adileh).

*II*) Vierzig Wesire (Geschichte des Schneiders und seiner Frau Gülhendam).

Dann fährt er fort: «Von hier ging die Erzählung wohl nach China über. Die hierhergehörige Doppelerzählung ist von Père d'Entrecolles französisch übersetzt.»

Vorsichtiger drückte sich, zwei Jahre nach Keller, Loiseleur Deslongchamps (*a. a. O. p.* 162 Note) aus: «*Le conte du Tailleur et de sa femme dans l'Histoire de la Sultane de Perse et des Vizirs, traduite du turc par Pétis de la Croix, et celui de Dhumini dans le Dasa-kumara-charita se rattachent peut-être à cette fiction* (*la Matrone d' Ephèse*).»

Dagegen wiederholte *Dr.* Marcus Landau 1875 die Keller'sche Behauptung: «Unter den 80 Erzählungen der Vierzig Wesire sind nur vier, welche sich auch in andern Bearbeitungen der Sieben Meister finden, nämlich: 'Redender Vogel', 'Probe der Männergeduld', 'Trost der Wittwe' und die 13. Erzählung des Erasto.» (Beiträge zur Geschichte der italienischen Novelle. Wien, L. Rosner. S. 177. 178: Nachträge und Verbesserungen zu den 'Quellen des Decameron'.) In die «zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage» der 'Quellen des Dekameron' von M. Landau [1884] ist S. 39, Note 1, die eben citirte Stelle wörtlich hinübergenommen. S. 304 daselbst sagt der selbe Landau: «Die [der achten Erzählung des Parthenius] verwandte Erzählung der 1001 Nacht von Adileh bildet den Uebergang zur 'Wittwe von Ephesus'.

Dagegen handelt die von Dhûmini im Dasakumara Tscharitra, in welcher Eduard Grisebach die indische Quelle der treulosen Wittwe gefunden haben will, von einer Ehefrau und nicht von einer Wittwe.»

Hierzu bemerke ich:

1) Die Geschichte der Adileh ist aus den Vierzig Wesiren in die 1001 Nacht eingedrungen und ist, bis auf den Namen der Ehefrau, völlig identisch mit der Geschichte der Gülhendam, welche der Verfasser S. 39 seines Buchs aus den Vierzig Wesiren ausgehoben und schlechtweg als «Trost der Wittwe» bezeichnet hatte. S. 304 spricht er nur von einem «Uebergang» zur «Wittwe von Ephesus».

2) Hätte Herr Landau im Jahre 1884, anstatt meiner ersten Auflage von 1873, diejenige von 1877 benutzt, so würde er gesehen haben, daß ich das von mir im Jahre 1873 begangene Versehen bereits 1877 verbessert und die Geschichte der Dhûmini nicht mehr, wie einst, durch Loiseleur verführt, als die Benfey unbekannte Quelle der treulosen Wittwe ausgebe.

3) Herr Landau würde aber insbesondere durch die Lektüre meiner «Treulosen Wittwe» von 1877 davon abgehalten worden sein, die Geschichte der Adileh mit derjenigen der Dhûmini, die ich daselbst in genauem Auszuge aus Benfey mittheile, in Gegensatz zu bringen. Beide handeln von einer Ehefrau und die beiden Geschichten sind identisch, d. h. die arabisch-türkische ist die Tochter oder das Kindeskind der indischen Erzählung im *Dasakumarakarita*.

Mit unsrer Novelle von der treulosen Wittwe hat nun aber nicht nur nicht die Geschichte der Dhûmini, sondern haben ebensowenig die der Adileh und die der Gülhendam das geringste zu thun, trotz Gauttier, Keller, Loiseleur und Landau. Um daher die durch diese Gelehrten herbeigeführte Konfusion gründlich und ein für allemal zu beseitigen, wird es gut sein hier nochmals zusammenzustellen:

*a*) die Geschichte der Dhûmini und die mit ihr im wesentlichen identische des Pantschatantra;

*b*) die Geschichte des jungen Schneiders und seiner Frau [Gülhendam] (aus den Vierzig Wesiren);

*c*) die Geschichte [des Seidenhändlers und seiner Frau] der Adileh (aus 1001 Nacht).

*a.*

## Die Geschichte der Dhûmini.

Im Auszuge, nach Benfey's Uebersetzung (Pantschatantra *I*, 436 ff.) aus dem *Dasakumarakarita* *). Einen den Kern dieser Geschichte enthaltenden Ausspruch des Buddha siehe bei Köppen, a. a. O. *p.* 373. 374.

Dhûmini und deren Mann Djanjaka wandern wegen einer Hungersnoth aus ihrer Heimath und treffen auf der Wanderung einen Menschen mit abgeschnittenen Füßen, Händen, Nase und Ohren, den Djanjaka aus Mitleid verpflegt und mitnimmt. Als der Verstümmelte wieder wohlgenährt und vollsaftig geworden, sucht ihn Dhûmini zu verführen, während ihr Mann auf die Jagd gegangen war. Obwohl der Verstümmelte sie tadelt, ist er ihr doch zu Willen. Als Djanjaka zurückkehrt, bittet sie ihn um Wasser für ihren von Kopfweh gequälten Kopf und

*) Im Auszuge ist dieser indische Roman in Versen zuerst in Colebrooke's Hitopadesa-Ausgabe (Serampur 1804) publicirt worden, und bemerkt der Herausgeber in den Introductory Remarks über Dandi, den Dichter desselben: «*this distinguished poet, famous above all other Indian bards for the sweetness of his language and therefore ranked by Calidasa himself* (*if tradition may be credited*) *next to the fathers of Indian poetry, Valmici and Vyasa, composed a pleasing story in harmonious verse under the title of Dasakumarakarita or adventures of the ten youths.*» — Bruchstücke einer englischen Uebersetzung erschienen in *Quarterly oriental magazine. Calcutta 1826. 1827.* (*vol. VI — VIII*); ebenso im *Asiatic Journal* (1828), die hochromantische Verführungsgeschichte einer Frau durch einen Brahmanen. — Eine vollständige Ausgabe des Urtextes besorgte Wilson (London 1845); ebenso Bühler (Bombay 1873). — Eine französische Uebersetzung gab Hippolyte Fauche: *Le Daça-Koumara-Tscharitra, roman par Dandi.* (*Paris 1862:* als zweiter Band seines Werks «*Une Tétrade ou drame, hymne, roman et poëme.*»)

stößt ihn, als er sich bückt den Eimer emporzuwinden, in die Tiefe des Brunnens. Mit ihrem Verstümmelten wandert sie weiter und erwirbt sich im Königreich Avanti den Ruf einer treuen Gattin. Ihr erster Mann war jedoch gerettet, kam nach Avanti und ward eines Tages von Dhûmini gesehen. Diese aber verklagt ihn bei dem Könige: «das ist der Bösewicht, von dem mein Mann verstümmelt wurde.» Der König befiehlt ihn hinzurichten. Djanjaka fügt sich und erbittet sich nur als Gnade, daß der Verstümmelte als Zeuge zu der Hinrichtung zugezogen werde. Im letzten Augenblick stürzt dieser nun seinem ehemaligen Wohlthäter zu Füßen und gesteht alles. Der König läßt der Dhûmini das Gesicht entstellen und verstößt sie aus ihrer Kaste unter die *Çvapâçika* (Hundekocher).

Ohne daß der Name der Heldin genannt wird, steht die selbe Geschichte im Pantschatantra *IV.* Buch, 5. Erzählung (in Benfey's Uebersetzung *II*, 303 ff.):

Um die ich meinen Stamm aufgab, mein halbes Leben eingebüßt — diese verläßt lieblos mich: welcher Mann möchte Weibern trauen?

Das Krokodil sagte: Wie war das?

Der Affe erzählte:

Ein Brahmane hat seiner Frau zu liebe, die mit seiner Familie beständig Streit hatte, seinen Stamm verlassen. Auf der Wanderung, als er für sie nach Wasser gesucht, findet er sie todt bei der Rückkehr. Während er voll Verzweiflung jammert, hört er eine Stimme: wenn du die Hälfte des eigenen Lebens abgiebst, so soll deine Brahmanin leben. Er gelobt es und sie erwacht. (Darauf fällt ganz die nämliche Geschichte mit dem Krüppel vor wie im *Dasakumarakarita*. Nur die Lösung ist anders.) Als der Brahmane hingerichtet werden soll, sagt er zum König: Majestät, sie hat etwas empfangen, welches mir gehört, befiehl daß sie es mir zuvor zurückgiebt.

— Sie: Ich habe nichts empfangen.

— Er: Gieb mir die Hälfte meines Lebens zurück, die ich mit drei Worten feierlich dir gab.

— Sie (aus Furcht vor dem König): Hier hast du das mit drei Worten übergebene Leben!

Im Augenblicke fiel sie todt nieder.

Darum, schließt der Affe, sage ich: Um die ich meinen Stamm aufgab, mein halbes Leben eingebüßt, diese verläßt lieblos mich: welcher Mann möchte Weibern trauen?

*b.*

## Die Geschichte des jungen Schneiders und seiner Frau.

Nach einer für mich (1874) angefertigten Uebersetzung von *Dr.* Felix von Niemeyer, Dragoman des Kaiserlich Deutschen General-Konsulats für Egypten, aus den «Vierzig Wesiren». *) (Geschichte des sechsten Wesirs.)

Also erzählt man:

Zur Zeit Isa's — Segen über ihn! — lebte ein junger Schneider, der hatte ein liebliches Weib. Beide liebten einander gar sehr und kamen

---

*) Von einem ungenannten türkischen Autor unter Murad *II.* (1422—1451) ins Türkische übersetzt. Derselbe nennt als Verfasser seines arabischen Originals den Scheich Sadeh. (*Hikayat arba'in sebab wa mesa,* Buch der vierzig Morgen und Abende.) Vgl. Loiseleur a. a. O. *p.* 172.

Die ebenda citirte erste französische Uebersetzung von Pétis de la Croix erschien 1707. Eine nach einem andern Manuskript gemachte in der *Bibliothèque des Romans 1777.*

Ein auszüglicher Abdruck des Romans türkisch, aber mit französischem Titelblatt, ist enthalten in: *Contes turcs en langue turque, extraits du roman Les Quarante Vizirs. Par feu M. Belletête. (Paris 1812.)*

Eine vollständige deutsche Uebersetzung gab Behrnauer: Die Vierzig Veziere. Leipzig 1851.

In einem modernen Druck, in quarto, ohne Ort und Jahr, habe ich die «Geschichte der vierzig Wesire»

تاريخ قرق وزير = *taryqb kirk wesir*

in einem jener malerischen Büchergewölbe des Basars zu Stambul gefunden, über welchen noch ein Hauch der Erinnerung an die maurische Schriftblüthe des Mittelalters ruht. In dieser meiner Ausgabe sagt der Autor nichts von dem arabischen Scheich Sadeh und überhaupt nichts von

überein: wenn die Frau zuerst stürbe, dann solle er kein Weib wieder nehmen, sondern von früh bis Abend ihren Grabstein umschlingend sie beweinen; stürbe aber der Mann zuerst, dann solle sie desgleichen thun. Nach Allahs Rathschluß starb die Frau. Unter Jammern und Weinen begrub sie der Schneider und verharrte dann, dem Uebereinkommen gemäß, immerfort auf ihrem Grabe, ihren Grabstein umschlingend und um sie weinend.

Eines Tages als Isa — Segen über ihn! — dort vorbeiging, sah er einen jungen Mann weinend den Grabstein umschlungen halten. Er trat zu ihm und fragte, warum er weine, und jener erzählte ihm alles, da erweckte Isa — Segen über ihn! — durch sein Gebet die Frau zum Leben und ließ sie in ihrem Leichentuch aus dem Grabe emporsteigen. Isa — Segen über ihn! — ging darauf seines Weges, der Schneider aber sprach:

— So im Leichentuch zu gehen, schickt sich nicht, warte hier ein wenig, ich will mich nach Haus begeben und dir Kleider holen. Dann ziehst du sie an und wir wollen mit einander heimgehen.

Damit eilte er fort nach Hause, und die Frau blieb auf dem Kirchhof zurück.

Auf einmal kam der Sohn des Königs jenes Landes vorüber und sah ein liebliches Weib in ein Leichentuch gehüllt dasitzen. Sofort ward sein Herz von Liebe zu ihr erfüllt, er trat zu ihr und fragte:

— Wer bist du?

---

seiner Quelle. Er widmet sein Buch dem Sultan Mustafa aus dem Hause Osman, welcher von ihm mit Sultan Mahmud, dem Beschützer Firdusis, verglichen wird. Dieser Mustafa ist entweder Mustafa *II.* (1695—1702) oder Mustafa *III.* der Gründer der großen Seraïbibliothek († 1775). Nach dieser Ausgabe ist die obige Uebersetzung. Der Name der Frau, welche in andern Texten Gülhendam heißt, wird hier nicht genannt. Isa ist der arabische Name für Jesus.

Ueber Wieland's poetische Bearbeitung der Geschichte vgl. Reinhold Köhler, die Quelle von Wieland's Hann und Gulpenheh. (Archiv für Litteratur-Geschichte *III*, *p.* 416—421.)

— Ich bin ein armes nacktes Weib; ein Räuber hat mich geplündert.

Zur Stunde befahl der Königssohn seinen Dienern, die nahmen das Weib, brachten sie in den Palast und legten ihr frische Kleider an.

Unterdessen hatte der Mann Kleider geholt, fand aber sein Weib nicht mehr dort, wo er sie verlassen hatte. Jammernd fragte er die Vorübergehenden, und da Niemand war, der sie gesehen hatte, begegnete der Arme, immer weiter fragend, endlich den Dienern des Königssohnes. Als die ihn fragten, warum er weine, antwortete er:

— Vor kurzem ist mein Weib gestorben. Gelobt sei Allah! — durch Isa's, des Propheten, Gebet, war sie wieder lebendig geworden, nun aber kann ich dieses mein Weib nicht auffinden — darum weine ich.

— Dieses Weib, sprachen jene, hat heute der Königssohn in den Palast gesendet.

Alsbald ging der Schneider zum Königssohn und sprach:

— Dies ist meine rechtmäßige Gattin! und verlangte sie zurück.

Der Königssohn ließ die Frau kommen und befragte sie, sie aber sagte:

— Nein! das ist der Räuber, der mich geplündert und mit meinen Kleidern das Weite gesucht hatte. Gott sei Dank, daß wir ihn nun haben! Wenn du ihn tödten lässest, wirst du dir ein großes Verdienst erwerben.

Der Königssohn gebot, und man band dem Schneider beide Hände auf den Rücken, und so sehr er jammerte — es half nichts, man führte ihn fort, um ihn aufzuhängen, nachdem man den Strick um seinen Hals geschlungen hatte. Unterwegs bemerkten sie Isa, blieben stehen und sahen ihn an; denn er war nahe gekommen. Isa fragte, was es gebe, und als sie berichtet hatten, hieß er sie einhalten, ging selbst zum Königssohn, ließ das Weib kommen, und sprach:

— Dieses Weib ist die Frau jenes jungen Mannes, ich habe ein Gebet gesprochen und sie dadurch wieder lebendig gemacht.

Da konnte sie nicht mehr läugnen und gestand die Wahrheit. Isa sprach wiederum ein Gebet, und das Weib sank todt nieder. Der Schneider aber war gerettet und bereute nun, daß er sie so lange beweint.

Diese Geschichte erzähle ich darum, um zu zeigen, daß die Weiber immer zu Bosheit, Untreue und schlechten Dingen geneigt sind.

*c.*

## Geschichte der Adileh.

Tausend und Eine Nacht. Uebersetzt von Habicht, v. d. Hagen und Schall. Breslau 1825. Dreizehntes Bändchen, S. 64—71 (Episode in der 555. und 556. Nacht).

Der Ehemann ist hier Seidenhändler, die Frau heißt Adileh, statt Isa's erscheint hier «ein Geist»: sonst stimmt die Erzählung mit der eben mitgetheilten aus meiner Ausgabe der Vierzig Wesire völlig überein; wie sie ja auch, nach Gauttier's Angabe, aus einem türkischen Texte der Vierzig Wesire für die 1001 Nacht übersetzt ist (a. a. O. *I, XXIV* Note 1 und *XXV*, sowie *XIII*, 276. 311).

Aus der einfachen Lesung des vorstehenden ABC's und der Vergleichung der unter einander genetisch verbundenen, beziehentlich identischen Erzählungen mit der Matrone von Ephesus ergiebt sich unwiderleglich, daß unsre Novelle von der treulosen Wittwe nicht nur nicht (wie ich noch 1877 mich ungenau ausdrückte) «diesem Kreise angehört»,*)

---

*) Benfey sagte (Pantschatantra *I*, 460), die Matrone von Ephesus gehöre «dem Gedankenkreise nach» zu der 5. Erzählung des *IV.* Buchs des Pantschatantra und den ihr innig verwandten im *Dasakumarakarita* u. s. w. Ich möchte dem nur insofern beistimmen, als die Pantschatantraerzählung, ebenso wie die Geschichte von der treulosen Wittwe zu den Novellen gehören, welche die große Sammlung des *Strîveda* (Veda der Frauen), auch genannt «der fünfte Veda», bilden, worin die Listen und Schliche, die Untreue und Bosheiten der Weiber gegeißelt werden. (Vgl. *Comparetti. Intorno al libro dei sette Savj di Roma.* [*Pisa 1865: Estratto dalla Rivista Italiana.*] *p. 11.*)

sondern daß sie *toto coelo* von der indisch-arabisch-türkischen Erzählung verschieden ist.

Im Pantschatantra, im Dasakumarakarita und den Vierzig Wesiren steht unsre Novelle also ebensowenig wie in den sechs orientalischen Uebersetzungen des indischen Grundwerks.

Wie verhält es sich aber mit der Angabe Theodor Benfey's (oben S. 37), daß die Matrone von Ephesus im mohamedanischen Orient vorkomme?

Auf diese Angabe des sonst so genauen Forschers findet leider das *Quandoquidem dormitat bonus Homerus* Anwendung. Es giebt keine im mohamedanischen Orient gemachte Version der Matrone von Ephesus; eine Thatsache, die mir auch Reinhold Köhler in einer brieflichen Mittheilung vom 28. August 1885 bestätigt hat. Die Benfey'sche Notiz beruht vielmehr, kann nur beruhen auf der so positiv auftretenden Behauptung Keller's vom Vorkommen des «Trosts der Wittwe» in der 1001 Nacht und den Vierzig Wesiren — wo sie, wie gezeigt, nicht vorkommt.

Mit der, nach Veröffentlichung des Benfey'schen Werks (1859), zum Vorschein gekommenen armenischen Version hat es folgende Bewandtniß:

Die unter Schah Soliman 1687 in Ispahan verfaßte Bearbeitung der «Geschichte der sieben Weisen oder Erziehung des römischen Kaisers Diocletian» enthält unsre Novelle (Erzählung des siebenten Weisen), aber diese armenische Version ist aus occidentalischer Quelle geflossen, wie P. Lerch, aus inneren Gründen, nachgewiesen (Orient und Occident *II*, 2, *p.* 369—374 [1863]: die armenische Handschrift ist von David Sserebriakow ins Russische übersetzt. Moskau 1847). Ich vermuthe, daß dem armenischen Bearbeiter seine französische Vorlage durch Pétis de la Croix (1620—1695) zugeführt worden ist, welcher im Jahre 1675 sich in Ispahan aufhielt, von wo er das Sammelwerk des ihm be-

freundeten Derwisch Mokles «1001 Tag», und ebenso die «Vierzig Vesire» nach Frankreich zurückbrachte und übersetzte. (Vgl. v. d. Hagen, Gesammtabenteuer, *III, XXXVI.*)

Also, um die Summe zu ziehen, die in dem *Liber de septem sapientibus* erscheinende Novelle von der treulosen Wittwe ist aus den uns bekannten orientalischen Quellen nicht geflossen, der Bearbeiter des ältesten lateinischen Grundwerks muß sie also anderswoher genommen haben. Hier haben wir nun die Wahl, ob wir als seine Quelle den Petronius oder Romulus, oder sei es eine verlorene orientalische Uebersetzung, sei es mündliche unmittelbare Ueberlieferung durch die aus dem heiligen Lande zurückkehrenden Trouvère ansprechen wollen. Für die letztere Annahme fehlen jedenfalls alle Beweise. Ich möchte mich für die erstere Möglichkeit insofern entscheiden, als ich annehme, daß die vom Erzbischof von Chartres aus Petronius mitgetheilte Erzählung unserm ja ebenfalls in Frankreich zu vermuthenden Autor des *Liber de VII sapientibus* zur Vorlage gedient hat. Mit der erschlossenen Abfassungszeit des letzteren (vor 1185) würde das vortrefflich stimmen. Denn von dem zwar erst 1183 gestorbenen Joannes Sarisberiensis sagt der Abt von Sponheim, Johannes Trittenheim: «*Claruit sub Federico Imperatore I, anno MCXL*» (*Joañ. Sarisberiensis ed. Plantiniana. Lugd. Bat. 1595*).

Besonders aufmerksam ist dabei jedoch zu machen auf die Uebereinstimmung der Fassung in der *Scala Coeli* mit dem oben besprochenen Fabliau (S. 45): die dort ganz neu eingeführten Details finden sich auch in der *Scala coeli.* Indessen wird dem Verfasser des *Liber de septem sapientibus* die Priorität und die Ehre der Erfindung für diese ausschmückenden Zuthaten gebühren.

Ich lasse nun die Novelle im Auszug des Joannes Junior nach der Ulmer Wiederholung der Lübischen *Editio princeps* folgen:

*EXTUS sapiens . . . ad imperatorem currens . . . incepit . . .: «nunc aperte cognosco, quod tibi eveniet, sicut militi juveni, diligenti uxorem suam.» Quumque imperator affectaret scire factum, ait sapiens: . . .*

*In terra mea erat quedam civitas, in qua per regem exstitit ordinatum, ut omnis vicarius per totam noctem custodiret interfectos per curiam, ne ab aliquo possent furari, et si casu aliquo civitatem ingrederentur, interficerentur sine dilatione aliqua. In illa civitate erat unus miles juvenis, qui cum pulcherrima juvencula contraxerat. Et tanto se mutuo diligebant, ut amor non posset imaginari. Tandem post annum mortuus est miles juvenis et tantus dolor invasit uxorem, quod posita supra suum sepulcrum non poterat removeri pro quacunque necessitate ab aliquo. Quod attendentes amici domumculam ei fecerunt supra sepulcrum viri, in qua uxor viri continue morabatur, et ei ab amicis ministrabantur necessaria vitae. Quumque post mensem de nocte media fuisset exorta tempestas maxima et vicarius villae predita [l. perditâ] sua societate, et gravitatem tantae tempestatis non posset ferre, ingressus civitatem, nec tamen ausus est ingredi domum propriam, nec cujuscunque alterius, sed vagando hinc inde, habitaculum hujus mulieris, stantis supra sepulcrum viri, finaliter est ingressus et eam exhortans et consolationem provocans a pulchritudine illius mulieris et facunditate verborum modo mirabili est tracta in corde, et ideo cum hilaritate vultus incepit eum interrogare, si uxorem haberet. Tunc vicarius: «Domina, non! miles sum vicarius illius civitatis, nec est mulier vivens, cum qua libentius contraherem quam vobiscum.» Tunc ipsa: «Recede, quia dies jam appropinquat, et voca cras parentes meos et impone eis, ut cras educant me de isto habitaculo ad domum propriam, et transacto aliquo tempore ero uxor tua.» Quumque vicarius recessisset et venisset ad custodiam suspensorum, reperit quod unus erat motus in illo intervallo, de quo rex plus volebat, ut ejus punitio monstraretur. Qui subito est regressus ad dominam, licentiam petiit fugiendi, et timebat quod loco furati in patibulo poneretur. Tunc mulier: «Ap-*

*porta ligones, ut fodiendo eum extrahemus virum noviter hic sepultum et ponamus eum in patibulo noviter furati.» Dum extra fossam fuisset ductus, ait vicarius: «Nihil facimus, quia qui amotus est de patibolo vulnus maximum habebat in capite et quia iste non habet, timeo ut fraus cognoscatur.» Cui mulier: «Extrahe gladium tuum et percute caput ejus et imprime simile vulnus in eo.» Quumque ille abhorreret, illa accepit gladium et, habita informatione de figura vulneris, atrocissime caput viri percussit et una cum vicario ad patibulum portavit, et eum in furcis suspendit. Tunc vicarius attendens ad ejus malitiam, dum fuisset eam abusus, contrahere contempsit cum ea. — Ita dico tibi, o imperator, postquam filius tuus mortuus et tu solveris debitum mortis, haec pessima uxor tua cum alio contrahet, nec recordabitur de te sicut de cane.*

*Tunc imperator: «Magna est dolositas mulieris.»*

## § 6.

FÜR das verschollene oder verlorene Original des *Liber de septem sapientibus* und die Trockenheit des Auszugs in der *Scala coeli*, wie sie einem solchen von Natur zukommt, vermag uns die schon öfter (S. 57) erwähnte älteste französische poetische*) Version einen reichen Ersatz zu gewähren. Wenn der Herausgeber derselben in der Einleitung bemerkt: «es sei dies die älteste vollständig erhaltene Bearbeitung in einer modernen Sprache,» so muß hinzugesetzt werden «in Versen», denn die spanische Prosaübersetzung aus dem Arabischen ist über 30 Jahre älter. Den Namen des Dichters der *Sept Sages* kennen wir sowenig als wir wissen, nach welcher Vorlage er gedichtet. Es wird indeß wohl eine dem *Liber de VII sapientibus* ver-

*) Der Dolopathos des Herbers kommt hier nicht in Betracht, da er, gleich seiner Vorlage, wie bereits gesagt (S. 62), eigentlich kaum eine Bearbeitung der Sieben weisen Meister zu nennen ist.

wandte lateinische Fassung gewesen sein. Von der französischen Prosabearbeitung, welche Goedeke als Quelle angenommen hatte, weist Gaston Paris nach, daß sie umgekehrt die Prosaauflösung des poetischen Textes ist (*a. a. O. p. V ff.*).

Unsre Erzählung nimmt die Abschnitte *CLV* bis *CLXIII* ein und stellt sich im Auszuge folgendermaaßen dar:

Ein *conte en Loheraine* lebte mit seiner Frau in großer Liebe. Er hielt eines Tags ein Messer in der Hand und sie verletzte sich aus Versehen daran und blutete ein wenig, was er sich so zu Herzen nahm, daß er am andern Morgen starb.

*CLVII*

Die Frau setzte sich auf sein Grab und schwört bei Gott und St. Denis

*Jamais d'illuec ne partira*
*Desci au iour quelle morra.*

Nun kommen die Verwandten und schlagen ihr eine reiche Partie vor, sie aber wiederholt, refrainartig,

*El dist, que ia nempartira*
*Desci au iour quele morra.*

Da bauen die Verwandten eine Hütte für sie und bringen ihr Holz und machen Feuer.

*CLVIII*

Drei Räuber sind an den Galgen (bei jenem Kirchhof) gehängt worden.

*CLIX—X*

Ein Chevalier reitet aus, sie zu bewachen. Es ist um die Zeit des Andreastages und sehr kalt. Er gewahrt den Aufenthaltsort der Wittwe auf dem Kirchhof und tritt ein, um sich zu wärmen, nachdem er versprochen, kein ungeziemendes Wort zu sprechen. Als er warm und seine Farbe wiedergewonnen, redet er ihr zu wieder zu heirathen:

*Car nest el monde tel dolour*
*Ne tempeste ne tenebrour*
*Que tout ne couuigne oublier;*
*Car la mors fait tout achieuer.*

Sie schwört ihren alten Refrain.

Er reitet sodann zum Galgen zurück, wo unterdessen den einen Räuber seine Verwandten abgenommen haben. Der Chevalier beschließt sich bei der Wittwe Rath zu holen, die könne ihm vielleicht geben was ihn rette. Er erzählt es ihr:

*Or men convient fuir en frise;*
*Je natendrai pas la justiche.*

*CLXI*

Darauf sie sofort:

*Si vous me volijes amer*
*Et prendre a femme et epouser* —

dann wolle sie ihm guten Rath geben und er brauche nicht flüchtig zu werden. Als er zugestimmt, räth sie, ihren Mann an den Galgen zu hängen. Beide nehmen den Körper aus dem Grabe und tragen ihn zum Galgen, woran sie eine Leiter stellen.

*CLXII*

Der Ritter sagt: er könne ihn nicht hängen,

*Dame, dist il, se iel pendoie*
*Tous fuis couars endevenroie.*

Sie sagt: dann hänge ich ihn,

*Amis, distele, jel pendrai*
*Pour vostre amour sans nul delai*

legt ihm den Strick um den Hals und zieht ihn empor.

Der Ritter sagt darauf: der Räuber war mit einem Degen durch die Rippen gestochen. Sie entgegnet sofort:

*Et, se voles, je le ferais*
*Tout maintenant, sans nul delai.*

und sticht dem Todten durch die Rippen.

*CLXIII*

Der Ritter: der Räuber hatte zwei ausgeschlagene Zähne, wenn morgen das Volk kommt, wird es sehen, daß der am Galgen noch die Zähne hat. Sie:

*Et, se voles, jes briserais*
*Tout maintenant, sans nul delai*

und nimmt einen Stein, schlägt die zwei Zähne aus, steigt von der Leiter und kommt zum Ritter:

*Amis, forment pris votre amour*

Er aber antwortet:

*Voire, dist il, or de putain*
*De dame diu ki fist euain,*
*Soit cil honnis, ki que il soit,*
*Ki en maluaise femme croit!*
*Tost aues chelui oublie*
*Ki pour vus fu ier enterre.*
*Je jugeroie par raison*
*Que len vous arsist en charbon.*

*La dame ot duel de ces nouieles;*
*Or est cheoite entre deus sieles.*

Dieser Novelle in Versen ist in eminentem Maaße der Stempel des französischen Geistes aufgedrückt.

Gleich im Eingange überrascht uns der Dichter durch die zarte Art, mit der er das Liebesverhältniß des Grafen zu seiner Frau andeutet.

Petron hatte kein Wort über den Mann verloren. Der indisch-chinesische Erzähler hatte allen Nachdruck auf den Mann gelegt und die Novelle rührend und würdig mit ihm schließen lassen. Der Franzose folgt dem älteren und tieferen Vorbilde wenigstens im Eingange; ja, er erfindet hier noch den sehr schönen Zug hinzu, daß der Mann aus übergroßer, fast krankhaft nervöser Liebe zu seiner Frau gestorben ist.

Mit ächt französisch realistischem Lokalkolorit ist die Scene auf dem Kirchhof ausgestattet. Die Zwiegespräche zwischen dem Ritter und der Frau sind eine weitere, durch die sehr glückliche Einführung des Refrains gehobene Ausführung des in dem Fabliau (S. 45 oben) kurz Angedeuteten. Die Frau soll den Becher der Schande hier ganz leeren. Der Ritter, obwohl er landesflüchtig werden, oder den Tod fürchten mußte, wenn der Leichnam nicht an den Galgen käme, sagt doch, er müßte ein Elender sein, wenn er selbst den Ritter aufhinge. So muß sie alles thun und sogar den, der aus Liebe zu ihr gestorben, noch verstümmeln!

Trotzdem hier die Schuld der Wittwe noch unendlich größer erscheint als bei Petronius, so entschließt sich der Franzose so wenig als der Römer, der poetischen und moralischen Gerechtigkeit durch einen tragischen, den allein möglichen Schluß Genüge zu thun. Der Ritter sagt ihr nur, von Rechtswegen müsse man sie verbrennen, und läßt sie stehen. Und die Novelle schließt fast lustig mit dem Sprichwort: So hatte sich die Frau zwischen zwei Stühle gesetzt, d. h. den Todten hatte sie geschändet um des Lebenden willen und der Lebende ließ sie sitzen.

Aber der Franzose hatte doch ein weit feineres künstlerisches Bewußtsein als der römische Fabulist, welcher ganz brutal das nackte Faktum der drei Nächte im Mausoleum erzählt, und die Frau dann auch später mit ihrem Soldaten ruhig weiter leben läßt, wenigstens keinerlei Andeutung vom Gegentheil giebt. Der Franzose läßt seine Gräfin von dem Ritter nur ein Eheversprechen erlangen, keineswegs geht es auf dem Kirchhofe

hier her wie in dem Fabliau (S. 45 unten), und am Ende steht die Frau mit Scham und Schande bedeckt, von Gewissensbissen gequält, jämmerlich und allein unter dem Galgen, woran sie den gebracht, der aus Liebe zu ihr gestorben war. Ende und Anfang der französischen Novelle sind wenigstens durch die Einheit der künstlerischen Idee verbunden. Das tiefe Gefühl für die eheliche Treue, welches dem Inder seinen Schluß eingab, fehlte dem romanischen Dichter freilich.

Als ein hoher sittlicher Dichter erscheint dieser namenlose Trouvère aber, wenn wir ihn mit dem französischen Poeten vergleichen, der sich fast genau vier Jahrhunderte später des selben Stoffes bemächtigte.

Jean de La Fontaine (1621—1695) veröffentlichte seine Erzählung *La Matrone d'Ephèse* in dem Buche: «*Poème du quinquina et autres ouvrages en vers de M. de La Fontaine. A Paris. 1682.*» Er wurde zu der Dichtung vielleicht angeregt durch St. Evremont's eben erschienene Uebersetzung der Matrone von Ephesus (*Oeuvres mesleés de M. de S. E. Paris 1678.* Darin auch ein *éloge de Pétrone*). Die Bearbeitung La Fontaine's wurde nachmals in seine 1694 erschienenen «*Fables choisies*» aufgenommen und ist nach des Dichters Tode unter die «*Contes*» versetzt, wohin sie auch gehört.

Er lehnt sich durchaus an Petron an.

*Quelle grace aura ma Matrone*
*Au prix de celle de Petrone?*

fragt er. Der alte Klassiker gilt ihm als unübertreffliches Muster. Er hat ihn aber an Immoralität noch weit übertroffen. Nicht in dem Detail der Erzählung, hier ist Petron der Meister, aber im Geiste der ganzen Behandlung. Sein Conte schließt mit folgenden Worten, welche wohl gemerkt der Autor selbst als bedächtig abgewogene Schlußmoral spricht:





*Cette veuve n'eut tort . . . . .*
*Q'au dessein de mourir, mal conceu, mal formé,*
*Car de mettre au patibulaire*
*Le corps d'un mari tant aimé*
*Ce n'était pas peut-être une si grande affaire.*
*Mieux vaut goujat debout qu'empereur enterré.*

Petron hatte dies nur der von ihrer Sinnlichkeit hingerissenen Wittwe in den Mund gelegt: «*malo mortuum impendere quam vivum occidere.*» Der Poet Louis des Vierzehnten trug es ohne Scheu als gesunde und räsonnable Moral vor. Der Inder ließ die Wittwe den Scheiterhaufen besteigen, bei dem modernen Franzosen war die Idee der Ehe schon soweit herabgekommen, daß er grade die Absicht der Wittwe, aus Liebe dem Geliebten in den Tod folgen zu wollen, für ihre einzige moralische Schuld erklärte, aber davon, daß sie den Leichnam ihres Gatten an den Galgen brachte, gar nur zu sagen wußte:

*Ce n'était pas une si grande affaire.*

Wir können hier La Fontaine auch nicht mit Alfred de Musset's Versen in Schutz nehmen:

*La Fontaine a ri dans Boccace,*
*Où Shakespeare fondait en pleurs.*

Die Lustigkeit des berühmten Conteurs wird hier zur Frivolität.

Die glatte Eleganz der Verse, in denen diese grenzenlose Verkehrung des Edelsten zu Tage tritt, hat in der That etwas Empörendes. Nur die gemeinste Oberflächlichkeit hatte hier die Abgründe des Lebens gleisnerisch verschleiert. Indem diese hoffähige, geleckte, flache, künstliche Dichterei jeden starken Naturlaut ängstlich mied, den freien Wuchs der

Bäume im Walde der Poesie beschneidend, wie die Scheere des Hofgärtners die Taxushecken von Versailles, war ihr mit den tiefen Empfindungen überhaupt auch jede Empfindung für eine tiefe Moral abhanden gekommen. Wie ehrwürdig erscheinen neben La Fontaine's frivolen aber immer die Grenzen des Konvenablen einhaltenden schlüpfrigen Erzählungen, schlüpfrig, weil sie aus Mangel an jeder Naivetät die Dinge nicht bei Namen zu nennen wagten und nun in einem Nebel geistreicher entfernter Anspielungen das Anstößige verhüllten, um es dadurch nur pikanter zu machen — wie ehrwürdig erscheinen neben diesen graciösen Raffinerien jene unsterblichen Balladen François Villon's, welche das volle echte Leben, ein ganz gewiß sehr unsittliches Leben, aber in den Farben der Wirklichkeit und mit den rührendsten Ausbrüchen der Reue in ewiger Naturwahrheit schon 200 Jahre vor La Fontaine dargestellt hatten. Welch ein Abfall von den Fabliaux, den alten humoristischen und naiven Nouvelles, den Troubadour- und Trouvèregedichten, die La Fontaine so unendlich verschönert, von Schmutz gereinigt, verbessert, in Vergessenheit gebracht zu haben glaubte!*)

Die von La Fontaine wiederaufgefrischte Erinnerung an die Matrone von Ephesus war übrigens in Frankreich nie ausgestorben gewesen; wie wir aus den 1665 (zufälligerweise gleichzeitig mit der *Editio princeps* von La Fontaine's *Contes*) zuerst gedruckten Memoiren Brantome's erfahren. Messire Pierre de Bourdeille, Seigneur et Baron de Richemond &c., Conseigneur de Brantome (1527—1614), Kammerherr und tapferer

*) Ich unterschreibe dies schon 1873 gefällte Urtheil über die *Contes* des gefeierten Fabeldichters noch heute, aber es darf nicht übersehen werden, daß es nicht als absolutes gemeint war, es trifft La Fontaine nur im Vergleich zu Villon und der altfranzösischen Poesie. Sonst soll — ganz abgesehen von der im schönsten Sinn klassischen Form der Sprache in allen seinen Werken — wenigstens recht oft auch ihm zu gute kommen, was Goethe über Lorenz Sterne so anmuthig sagte: «Das Element der Lüsternheit, in dem er sich so zierlich und sinnig bewegt, würde vielen Andern zum Verderben gereichen.» (*XXIII*, 282 der vollständigen Ausgabe letzter Hand.)

Krieger unter Charles *IX.* und Henri *III.*, beschloß sein Leben am Schreibtisch über seinen Memoiren. Obwohl er in seinem völlig rechtsgültigen Testamente bestimmt hatte, daß die für den Druck «seiner Bücher, die er aus seinem eigenen Geist und Erfindung geschaffen, und zwar mit großem Fleiß und Arbeit, geschrieben von seiner Hand» nöthige Summe aus seinem Nachlaß vorweg zu nehmen sei, auch seine ernannten Erben nicht eher in den Genuß der Erbschaft kommen sollten, als bis der Druck besorgt sei: so gingen 50 Jahre darüber hin, bis ein holländischer Buchhändler diese für die Kenntniß der Zeit und auch durch die Darstellung unschätzbaren Bücher, und auch nur verstümmelt, druckte. — In dem *Livre second des Dames**) (*discours IV*) trägt uns Brantome «*un exemple d'une belle et honneste Dame d'Ephèse*» vor; er habe die Geschichte auf einem lustigen Diner von einem Monsieur d'Aurat zuerst gehört, welcher sie wieder aus Lampridius**) hatte haben wollen. Später, sagt Brantome, hätte er diesen Schwank auch im «*Livre des Funérailles, très-beau certes, dédié à feu Monsieur de Savoye*» gelesen. In seinem Kreise wurde die Phrase «*jouer le rolle de nostre dame d'Ephèse*» zum Sprichwort und an Gelegenheiten, es auf junge Wittwen anzuwenden, fehlte es nach der Versicherung des welterfahrenen Autors nicht. Brantome faßt die Geschichte als französischer Hofmann ungefähr eben so auf wie der Hofmann des Nero, und legt den Hauptnachdruck darauf, daß sie den Galan gerettet, wenn auch «*par un acte et opprobre fort vilain à son mary*». Er läßt die Frau nämlich dem Todten ein Ohr abhauen, um ihn dem Gehängten ähnlich zu machen. «*Et certes ce fut une estrange tragi-*

---

*) Der holländische Buchhändler gab dem Buche den ekelhaften Modetitel «*Les dames galantes*», und mit diesem muß es sich leider noch heute schleppen.

**) Brantome, oder vielmehr sein Gewährsmann, hat den Verfasser der *Chronique scandaleuse* des Heliogabal vermuthlich mit demjenigen der *Chronique scandaleuse* des Nero verwechselt; woraus sich auch erklärt, daß des Petronius mit keiner Silbe bei ihm gedacht wird.

*comédie, pleine de grande inhumanité, d'offenser si cruellement son mary.»* Aber auf den Treubruch selbst legt er weiter kein Gewicht und hat gleich eine Historie aus der Bartholomäusnacht bei der Hand, wo ein Soldat vor den Augen der Frau den Gemahl niederhieb und nun verlangte, daß sie ihn wieder heirathen solle oder er tödte sie gleichfalls. «*La pauvre femme, qui estoit encore belle et jeune, pour se sauver la vie, fut contrainte faire et nopces et funérailles tout ensemble.*» Wem fällt nicht hier Shakespeare's Richard *III.* ein:

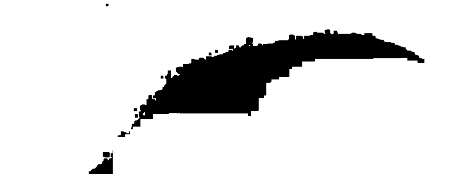
Ward je in solcher Laun' ein Weib gefreit?

Brantome hat Mitleid mit der Frau: «*encore estoit-elle excusable, car qu'eust pu faire moins une pauvre femme fragile et foible, ci ce n'eust esté de se tuer ellemesme, ou tendre sa belle poictrine à l'espée du meurtrier?*» Die Lucrecien giebt es nur in der Fabel, denkt der liebenswürdige alte General.

Wie die Matrone d'Ephèse in der Gesellschaft von sich reden machte, so wurde sie auch für die französische Bühne häufig bearbeitet:

1614: *L'Ephésienne. Tragicomédie en 5 actes & en vers. Par Pierre Brinon;*
1668: *La veufve de Pétrone.* (*Pièces diverses: La feste de Versailles du 18. juillet*);
1684: *Grapignan ou Arlequin procureur. En trois actes. Par de Fatouville.* Aufgeführt im *Théatre italien;*
1702: *La Matrone d'Ephèse. Par Houdar de la Motte.* Aufgeführt im *Théatre français;*
1714: .... *Opéra comique par Louis Fuzelier.*
1788: *La Matrone d'Ephèse. Comédie en un acte et en vers, mêlée d'ariettes.* In den Schriften von M. Le Gay. (*Nouvelle édition ornée de figures. Pays de Vaud, 1788. II, 1—48.*)
1792: *La Matrone d'Ephèse. Par Jean Baptiste Radet.**)

*) Als Uebertragungen dieser französischen Schauspiele auf das niederländische Theater



Ueber 50 Jahre vergingen, nach La Fontaine's *Conte*, bis wieder ein Dichter unsre Novelle, und zwar als solche, behandelte. Und es war kein andrer als jenes universellste Genie des 18. Jahrhunderts, welches alle Fehler und alle Tugenden des *siècle Louis le Grand* noch einmal in sich vereinigte, zugleich aber doch, wie der große Molière, zuweilen als Enkel und Erbe jenes echten *esprit gaulois*, wie er Villon, Antoine de la Sale, Rabelais und Regnier eigen war, fast wider Willen erscheint: Voltaire. Denn in der Pucelle, manchen lyrischen Gedichten und seinen «Romans» sind doch Züge, welche wirklich der Natur abgelauscht sind, so sehr auch seine Dramen das Gegentheil von Shakespeare und den alten französischen Farcen sind. Freilich Ausbrüche jenes tiefen Vulkans der Leidenschaft, der in Jean Jacques' Brust glühte, suchen wir bei Voltaire vergebens, bei Rousseau vergebens jene geistvoll pessimistische Philosophie, mit der der Weise von Ferney die ganze Welt umspannte, und worin ihn nur Diderot, der Pessimist des Herzens, (aber in seiner *Correspondance inédite*, nicht in den sozusagen officiellen Artikeln der Encyklopädie) übertraf.

Auf unsern speciellen Fall zurückzukommen, der übrigens gewiß als ein bedeutsamer Beleg für eine pessimistische Weltansicht gelten muß, wie denn des indisch-chinesischen Dichters Schlußmonolog wie ein Monolog Hamlet's klingt — so hat der Dichter des «*Candide*» mit antioptimistischer Vorliebe für solche Stoffe den unsrigen ergriffen. Und er stellte sich mit seiner Behandlung hundert Schritte näher an die Quelle als alle seine französischen Vorgänger. Er setzte die Matrone d'Ephèse in

---

verzeichne ich hier beiläufig folgende, mir nur den Titeln nach bekannte Stücke:

H. Angelkot, Het vrouwtje van Ephesus. Kluchtspel. Amsterdam 1721.

F. Ryk, Het weduwe van Epheze. Amsterdam 1721.

C. A. van Ray, De weduwe van Epheze. Blyspel met zang. Amsterdam 1810.

Ueber englische Nachahmungen siehe unten § 10, über deutsche § 12.

ihre alten orientalischen Rechte ein, als er im «Zadig» ihre Geschichte also vortrug:

Zadigs Frau, Azora, kommt außer sich zu ihm, weil sie eine Wittwe hatte trösten wollen, die ihrem Manne ein Grab am Ufer eines Baches errichtet und geschworen, so lange das Wasser am Grabmal vorbeifließe, so lange dort zu bleiben — als sie aber hinkam, fand sie die Frau den Bach ableitend. Azora war entrüstet über das Benehmen dieser Wittwe. Aber die Parade, die sie mit ihrer Tugend machte, mißfiel Zadig. Er zog daher seinen Freund Cador, den Azora am meisten von seinen Freunden schätzte, ins Vertrauen, und als Azora von einem zweitägigen Landaufenthalt zurückkehrte, ließ er sie mit seiner Todesnachricht empfangen. Sie schwört mit ihm zu sterben. Cador kommt und sie weinen zusammen. Am Morgen weinen sie weniger und essen zusammen. Cador erzählt, daß der Verstorbene ihm den größten Theil seines Vermögens vermacht und deutet an, daß er es mit ihr theilen möchte. *La dame pleura, se fâcha, s'adoucit; le souper fut plus long que le diner.* Azora lobte den Verstorbenen, aber er hätte doch einige Fehler gehabt, die Cador nicht hätte.

Mitten im Souper wird Cador von Milzstechen befallen. Sie ist sehr besorgt und reibt ihm die kranke Stelle. Er erklärt, nur die daraufgelegte abgeschnittene Nase eines am Tag zuvor Verstorbnen könne ihm helfen. Mit einem Rasirmesser geht sie zum Grab ihres Gatten, da der Engel Asrael ihn wohl auch ohne Nase über die Brücke Tschinavar passiren lassen würde. Zadig richtet sich im Sarge auf, hält mit der einen Hand seine Nase fest und sagt, mit der andern das Rasirmesser abwehrend: *Madame, ne criez plus tant contre la jeune Cosrou, le projet de me couper le nez vaut bien celui de détourner un ruisseau.*

Zadig erschien 1747 und der Autor will die Erzählung aus einem arabischen Buche haben, das aus dem Chaldäischen übersetzt sei. Indeß



wird Du Halde's chinesische Version von 1735 Voltaire's Quelle für das köstliche Kapitel *Le nez* gewesen sein: er citirt das Werk der Jesuiten öfter in seinen, den *Mélanges littéraires* einverleibten *Lettres chinoises.* (*Oeuvres, éd. 1784, XLVII p. 185 ff.*) Die neuen Züge hat dann seine eigene Erfindungskraft geschaffen.

Daß Voltaire die tragische Lösung nicht beibehielt, ist bei seiner Behandlung des Stoffes natürlich. Er macht so den beabsichtigten posthumen Ehebruch und das geschwungene Rasirmesser nur zu einem lustigen Intermezzo, das die philosophische Ehe weiter nicht unangenehm unterbricht. Es hat mit dieser seiner heiteren Lösung eine ganz andre Bewandtniß als mit der Darstellung La Fontaine's. Voltaire hat von vornherein die Geschichte mit der ihm eigenen skeptischen Grazie umkleidet. Er enthält sich jedes Moralisirens, es kommt ihm nur auf einen Beitrag zur Geschichte des weiblichen Leichtsinns an. Auch handelt seine Wittwe nicht so schändlich wie die des Petron und La Fontaine, der Verlust der Nase ist mit dem Aufknüpfen am Galgen nicht auf Eine Linie zu stellen, und überdieß läßt es unser Ironiker (seiner Vorlage folgend) nur bei dem Versuche bewenden.

Am Ausgang des 18. Jahrhunderts, fünf Jahre vor der französischen Revolution, nahm jener merkwürdige Sittenschilderer Rétif de la Bretonne (1734—1806) in seinen Novellenocean «*Les Contemporaines ou avantures des plus-jolies femmes de l'âge-présent: Recueillies par N.-E. R** D-* L-* B****» eine Erzählung «*La Matrone de Paris*» auf (*p. 238—255: Dix-septième volume. Imprimé à Leïpsick, Par Büschel, marchand-libraire Et se trouve à Paris chés la Dme Ve Duchesne. 1784.*) Er meint von derselben: sie unterscheide sich nicht viel von der Matrone d'Ephèse und läßt zum Beweise die letztere in Nodot's Uebersetzung folgen (*p.* 256—261). Es ist eine sehr lebhaft vorgetragene, aber ziemlich unwahrscheinliche Geschichte von einer jungen Frau, deren Mann von einem Baum gestürzt ist, wo

er ein von ihr gewünschtes Vogelnest herabnehmen wollte. Er wird für todt davon getragen, kommt aber wieder zu sich und wird im Hause seines Vaters verpflegt, während die Frau im Glauben belassen wird, er sei todt und schon begraben. Der Grund dieser geheimen Pflege ist, daß der Arzt ihn nur dann erklärt retten zu können, wenn kein Mensch zu ihm gelassen werde, besonders aber seine Frau nicht. Drei Monate schwebt er zwischen Leben und Tod, bis es nach und nach besser mit ihm geht. Die Pseudo-Wittwe ist inzwischen untröstlich. Ihren Schmerz theilt ein Kousin, der Marineofficier ist. Nach und nach aber geht er zur Rolle des Soldaten im Grabgewölbe der Matrone von Ephesus über und mit dem selben Erfolg. Zur Verheirathung soll nur der Ablauf des Trauerjahres abgewartet werden. Als nun der Ehemann, grade ein Jahr nach seinem Unfall, gesund geworden und sich seiner Frau zum ersten Male zeigen will, — liegt sie eben in den Wehen. Trotzdem ist der Gatte später geneigt, ihr zu verzeihen; als er sich aber überzeugt, daß seine Frau immer noch den Marineofficier (der sich übrigens über ihren Verlust längst getröstet hat) liebt, wird Constance — so heißt die Heldin — in ein Kloster gesteckt.

Ich erinnere bei dieser Gelegenheit an Schiller's treffliche Beurtheilung von Rétif's *Coeur humain dévoilé* (Brief an Goethe vom 2. Januar 1798).

Im 19. Jahrhundert hat kein geringerer als Alfred de Musset unsren Stoff behandelt, und zwar in dem dramatischen Gedicht *La Coupe et les Lèvres* (1832). Im vierten Akt hat der Held sich für todt ausgegeben und wohnt, als Mönch verkleidet und maskirt, seiner eignen Leichenfeierlichkeit an dem — leeren — Sarge bei. Auch seine Geliebte kommt weinend herbei, läßt sich aber dann durch den unerkannten Mönch, welcher auf dem Sarge Gold und Kostbarkeiten für sie aufhäuft, verführen. Hinsichtlich des Details verweise ich auf Musset's schöne Verse, die in

Prosa aufzulösen ein Verbrechen wäre wie das der Cleopatra, als sie die Perle im Essig zergehen liess.

## § 7.

VON der soeben betrachteten französischen Behandlung des Sujets kann die italienische erklärlicherweise nicht wesentlich verschieden sein. Wie Dante und Petrarca den Troubadours, Boccaz den Trouvèren folgte, so giebt auch die Novelle von der treulosen Wittwe Zeugniss, dass die italienische Novellenlitteratur, wie sie später auf Frankreich so bedeutungsvoll zurückwirkte, ihren Ursprung in Frankreich genommen.

Von dem ältesten italienischen Novellenbuch, dem später s.g. Novellino, gehört die (nicht mehr vorhandene) Handschrift, nach welcher die erste, unverstümmelte Bologneser Ausgabe von 1525 durch Carlo Gualteruzzi gemacht worden, der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts an. (Vgl. *Alessandro d'Ancona, Studj di critica e storia letteraria. Bologna 1880, p. 217—359: Del Novellino, e delle sue fonti* und *Le Novelle antiche per Guido Biagi. Firenze 1880. Introduzione p. CXL—CXLV.*)

Der Kompilator des Werkes *Le ciento Novelle antike* — dies der wahre Titel — war ein Florentiner Bürger, und seine Quellen sind meist Erzählungen der lateinischen Novellen- und Fabellitteratur; wir werden besonders an die *Gesta Romanorum* erinnert. In der Ausgabe von 1525 (in getreuem Abdruck wiederholt: *Milano | per cura di Paolo Antonio Tosi | 1825*) ist die Novelle von der treulosen Wittwe die *LIX.*: «*Qui conta d'un gentiluomo che lo 'mperadore fece impendere.*»

Der Kaiser, welcher die Leiche eines wegen eines Verbrechens aufgeknüpften Edelmanns durch einen Ritter bewachen läßt, heißt Federigho:

es ist Friedrich Barbarossa (1121—1190) oder Friedrich *II.* (1194—1250). Die Leiche wird gestohlen und der Wächter begiebt sich in eine nah gelegene Abtei, um zuzusehen, ob er dort vielleicht den Leichnam eines kürzlich Beigesetzten auftreiben könne. Hier findet er die trostlose Wittwe an der Gruft ihres am selben Tage gestorbenen Mannes. Der Ritter tröstet sie und verspricht ihr die Ehe, wenn sie ihm in seiner Noth helfen wolle. Sie hört auf zu weinen und zieht den Leichnam ihres Gatten aus der Gruft. Als er aufgehängt ist, sagt der Ritter, dem Gestohlenen habe ein Zahn gefehlt; worauf die Wittwe der Leiche einen Zahn aus dem Munde bricht. Da sagt der Ritter: Ist Euch so wenig an Dem gelegen, den Ihr so sehr zu lieben vorgabt, so würde Euch an mir noch viel weniger gelegen sein. Und er läßt sie, mit Schande beladen, stehn.

Diese Version steht am nächsten dem Text im *Liber de VII sapientibus*, sowie dem französischen Fabliau (S. 45), obwohl ihr ganz eigenthümlich ist, daß der Gehängte bereits gestohlen ist, ehe der Wächter die Bekanntschaft der Wittwe macht.

Dunlop-Liebrecht und A. Keller (a. a. O.) citiren die Novelle als Nr. 56: dies ist die Nummerirung der kastrirten und interpolirten Ausgabe des Monsignore Vincenzo Borghini (Firenze, Giunti, 1572).

Das von Keller weiter als eine Behandlung der Novelle «in neuerer Zeit» enthaltend citirte «*Libro di Novelle. Milano 1804*» ist nichts als ein Wiederdruck des Borghinischen Textes des Novellino.

Von dem selben Keller wird als eine fernere Behandlung «in neuerer Zeit» diejenige des *Lorenzo Astemio di Macerata* aufgeführt. Derselbe lebte aber um 1500 und sein *Hecatomythum* ist eine Uebersetzung der *C novelle antiche* ins Lateinische. Dies überflüssige Buch wird citirt von Lancetti in der Vorrede seiner «*Satire di Tito Petronio Arbitro. Brescia 1806.*»

Weniger Interesse bieten die italienischen Uebersetzungen der lateinischen oder französischen Fassungen der Sieben weisen Meister, eben

weil es nur Uebersetzungen sind. Sie beginnen bereits im Anfang des 14. Jahrhunderts.

Aus den Handschriften wurden herausgegeben:

*Novella antica scritta nel buon secolo della lingua. Ed. Giovanni della Lucia. Venezia 1832.* (Wieder abgedruckt als *Storia d'una crudele matrigna. Bologna 1862.*) Della Lucia hatte die Sprache modernisirt. Der von ihm benutzte, längere Zeit verschollene Codex wurde 1883 wiederaufgefunden und von Rödiger im genauen Abdruck herausgegeben (*Giornale storico della letteratura italiana. Firenze 1883*). Der sechste «*filosofo*» erzählt die Geschichte der Wittwe. Dieser Version liegt die lateinische, nach dem Französischen gemachte Uebersetzung zu Grunde, welche Mussafia aus der Wiener Handschrift veröffentlicht hat (*a. a. O.*).

*Il libro dei sette Savj di Roma. Pisa 1864.* Der sich erst auf *p. XXXV* nennende Herausgeber ist Alessandro d'Ancona. Unsre Novelle steht *p.* 66—72.

*Il libro dei sette Savi di Roma. Tratto da un codice del secolo XIV per cura di Antonio Cappelli. Bologna 1865.* Der sechste *filosofo* erzählt die Geschichte (*p.* 34—37).

Den bereits bei d'Ancona (*Sette Savj p. XXVIII f.*) beschriebenen, in Oxford vom Grafen Mortara aufgefundenen, jetzt im British Museum befindlichen Codex, welcher unsre Novelle ebenfalls enthält, hat Varnhagen herausgegeben (Eine italienische Prosaversion der Sieben Weisen. Berlin 1881).

Eine Version in Ottave rime, nach den *Sept Sages* von einem Venezianer zwischen 1420 und 1470 verfaßt, ist von Pio Rajna edirt worden (Bologna 1880) aus einer Handschrift, welche der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehört. Auch hier erscheint unsre Wittwe (*Canto XII, p. 121—127*).

Die aus dem 16. Jahrhunderte stammende Bearbeitung der Sieben weisen Meister *I compassionevoli avvenimenti di Erasto* (*Editio princeps Venedig 1542*) entfernt sich von ihrer Vorlage ebenso weit wie der Dolopathos und hat, wie dieser, unsre Novelle nicht.

Der früheste italienische Novellist, welcher die Petronische Matrone von Ephesus nachahmte, war der Lucchese Giovanni Sercambi. Von seinen Novellen gab zuerst Gamba (Venedig 1816) eine kleine Auswahl von 20 heraus, und unter diese ist die unsrige die 16te. Die Ausgabe beruht auf dem 156 Nummern enthaltenden Codex im Besitz des Marchese Gian Giacomo Trivulzio in Mailand. Die Novellen werden 1374 in Lucca zur Zeit der Pest erzählt. Der Codex der Bibliothek Trivulzio gehört ebenfalls dem 14. Jahrhundert an. Sercambi starb in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. (Vgl. *Porro, Catalogo dei Codici manoscritti della Trivulziana. Torino 1884, p. 406.*)

Annibale Campeggi (gestorben an der Pest 1630 auf der Villa Boteniga an der Brenta) war der Verfasser des anonymen, in seinem Todesjahr herausgekommenen Büchleins «*Novelle dve esposte nello stile di Giovanni Boccaccio. D'all Academico Oscuro. In Venetia MDCXXX presso Christoforo Tomasini.*» Das Buch hat nur 21 Seiten in klein 4° und S. 15 bis 21 steht die «*Novella secondo di Petronio Arbitro*». Später ward sie aufgenommen in das Sammelwerk «*Novelle amorose de' Signori academici incogniti. In Venezia, MDCXLI*», wo sie unter Campeggi's Namen *p.* 207 bis 211 zu finden ist. Die Ueberschrift der Novelle in der *Editio princeps* ist in diesem Wiederabdruck weggelassen.

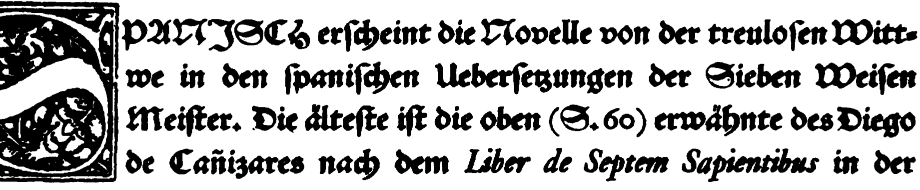
Einer der spätesten Novellisten, Eustachio Manfredi hat eine «*Matrona di Efeso*» in seinen *Prose e Rime* (*Bologna 1709*) veröffentlicht. Gamba in seinem Buche *Delle novelle Italiane* (*ed. II. Firenze 1835, p. 7*) sagt von Manfredi, er habe die Novelle «*con più eleganza d'ogni altro*» erzählt. Ich habe sie nicht gesehen.

Abermals in Ottave rime wurde unsre Geschichte vorgetragen im «*Ricciardetto*» des Niccolò Forteguerri (1674—1735) *Canto XIII* Strophen 89—106. (Erste, unverstümmelte Ausgabe, nach des Autors Tode, unter dem fingirten Namen Carteromaco, Paris [Venedig] 1738.)

In Sestinen gab die Matrone von Ephesus wieder der Florentiner Somigli. (*Rime del Signor Domenico Somigli fiorentino. Firenze 1782. II volumini.*) Sie steht hier im 1. Bande und trägt die Ueberschrift «*Ad un geloso. Favola.*» Der Verfasser, 1744 geboren, war bis zum 21. Jahre Barbier, erblindete dann und ernährte sich nun als Gelegenheitsdichter.

Endlich führt Lancetti (*a. a. O.*) die italienische Prosaversion auf, welche sein Freund, der Barnabitenpater Cosimo Galeazzo Scotti in der zweiten Novelle seines Werkes «*Giornate del Brembo. Cremona 1805*» geliefert hat.

## § 8.



SPANISCH erscheint die Novelle von der treulosen Wittwe in den spanischen Uebersetzungen der Sieben Weisen Meister. Die älteste ist die oben (S. 60) erwähnte des Diego de Cañizares nach dem *Liber de Septem Sapientibus* in der *Scala Coeli*. Nach den französischen *Sept Sages* ist gemacht: *Los siete sabios de Roma. Burgos, por Juan de Junta, 1530.* Ein Exemplar der folgenden, nach Brunet ebenso seltenen Ausgabe befindet sich auf der K. u. K. Hofbibliothek in Wien: *Libro de los siete sabios di roma. En la muy noble ciudad de Sevilla 1538.* Unsre Novelle steht im 19. Kapitel: «*como una muger de un cavallero el qual por una poca de sangre que a ella le salio de un dedo se murio: y ella le desenterro y le puso en la horca.*»

Ueber die Novelle als spanische Fabel siehe oben S. 50.

## § 9.


N der russischen Litteratur sind die Sieben weisen Meister durch Vermittlung polnischer Bearbeitungen vertreten: siehe A. Pypin, Abriß einer Litterärgeschichte der alten russischen Novellen und Märchen (in den Abhandlungen der *II.* Abtheilung der Kaiserlichen Akademie zu St. Petersburg), citirt von P. Lerch *a. a. O.* (siehe oben S. 73).

Unsre Novelle aber lebt dort im Munde des Volkes am Fuße des Ural. Im Schtschadrin'schen Kreise, Gouvernement Perm, hat sie ein Märchenfreund aufgeschrieben und im Perm'schen Magazin (Moskau 1860) veröffentlicht. Der selbe P. Lerch hat hiervon folgende wörtliche Uebersetzung (*a. a. O.*) gegeben:

### Die Frau die des Mannes vergessen.

Es gab eine untröstliche Frau, die ihren Gatten beerdigt hatte. Sie verläßt das Grab nicht, weint um ihn — man kann sie nicht wegbringen. Rührt mich nicht an, sagt sie, laßt mich hier zu Tode weinen! So lebt sie auf dem Grab, — ohne zu trinken, ohne zu essen, — einen Tag, den zweiten und den dritten. Nicht weit von ihr stand ein Galgen; ein Leichnam wurde daselbst gehütet; der Wächter, ein Soldat, hört eine Weile des Weibes Geheul, und spricht: warte, ich will dich heilen! Er nimmt darauf eine Flasche Wein, ein wenig Imbiß, geht zum Weibe auf das Grab und fängt an ihr zuzureden, daß sie vom Weinen lasse; er knüpfte mit ihr ein Gespräch über Eins und das Andre an, — das Weib wurde munter. Nun, sagte er, trinke mal davon, beim Kummer thut es gut! Er goß vom Weine in ein Glas, reichte ihr, ließ sie trinken, trank auch selbst; dann zum zweiten Male, zum dritten, darauf

bissen sie zu. Das Weib wurde munterer, allmählig wurde sie ganz anders — ließ sich mit dem Soldaten ein. Die ganze Nacht wurde gekost. Unterdessen war dem Soldaten der Leichnam gestohlen worden, den er zu bewachen hatte. Was soll er machen? er erschrak zum Tode — sein Kopf wurde ganz nüchtern; das Weib spricht zu ihm: was bist du, Liebster, erschreckt? Komm, laß uns meinen Gatten dort ausgraben und legen wir ihn statt des Gestohlenen hin. Wer wird es merken? Niemand. Gesagt — gethan. Niemand erfuhr etwas. So sind die Frauen.

Wir haben hier eine allerliebste Variante zu der Erzählung des Petronius.

Wollen wir nicht annehmen, daß hier wirklich eine direkte Uebertragung aus Indien über Centralasien nach dem östlichsten Rußland stattgefunden, so werden wir ihre Einwanderung als durch polnische oder deutsche Juden vermittelt erklären müssen. Für die zweite Möglichkeit spricht allerdings das Vorhandensein der Erzählung in ähnlicher — oben S. 51. 52 mitgetheilter — Fassung in den spätern Talmudschriften. An poetischer Lebendigkeit steht die letztere freilich weit hinter der russischen zurück.

## § 10.

ALS die älteste englische metrische Bearbeitung der Sieben weisen Meister führt A. Keller (a. a. O.) die fragmentarische, in den Auchinlek-Manuskripts enthaltene an. Dunlop erwähnt die von Ellis in der *Cotton library* aufgefundene, etwas spätere Uebersetzung (um 1330) «*The Proces of the Seuyn Sages*». Unsre Novelle hat hier den Titel: *the sheriff, his widowe and the knight.* (Siehe *Ellis, Specimens of early english metrical romances* [1805]

und *Henry Weber, Metrical romances of the the thirteenth, fourteenth and fifteenth centuries published from ancient manuscripts* [1810]).

Beiden liegt die französische Vorlage zu Grunde.

Den ältesten Druck der Prosaversion führt Brunet auf: «*History of the seuen Maysters of Rome. London, William Copland.*» Copland druckte in den Jahren 1548—1561.

Eine schottische metrische Uebersetzung erschien in Edinburg 1578: «*The sevin seages translatit out of prois into Scottis meter be John Rolland.*»

Der englische Arzt Walter Charleton, von dem ein *Onomasticon zoïcon* London 1668 erschien, übersetzte die Matrone von Ephesus ins Englische und schrieb dazu vier philosophische Abhandlungen über die Liebe 2c. Sein Freund Bartholomew Harris übertrug diese Schrift Charletons ins Lateinische unter dem Titel: «*Matrona Ephesia sive lusus de amore a Gualt. Charleton M. D. ante decennium anglice conscriptus et nunc demum latinitati donatus a Barth. Harrisio A. M. ejusdemque impensis excusus. Londini MDCLXV.*» In der Vorrede dieser litterarischen Kuriosität heißt es: «*Postquam eam Graeco, Romano, Germanico, et Gallico cultu videram ornatam . . . in mentem mihi venit eam more Anglico etiam vestire.*»

Als den jedenfalls sonderbarsten Ort zur Einflechtung der Novelle führt Dunlop das Buch «*Jeremy Taylor, Rule and exercice of Holy Dying*» an, wo sie einen Theil des *V.* Kapitels ausmacht: «*of the contingencies of death and treating of dead.*»

Für das englische Theater wurde der Stoff ebenfalls bearbeitet.

Der Zeitgenosse Shakespeare's, George Chapman (1557—1634) machte daraus ein Lustspiel «*The Widowes Teares, a Comedy*». *London 1612.*

Der in Pope's «Dunciade» lächerlich gemachte Charles Johnson («*famous for writing a play every year and for being at Button's* [*coffeehouse*] *every day*») schrieb unter seinen 19 Stücken auch «*The Ephesian matron,*

*a farce of one act. London 1730.*» Er hatte übrigens selbst eine junge wohlhabende Wittwe geheirathet, die er überlebte († 1748).

Ebenfalls dem 18. Jahrhundert gehört an: *Will. Sopple, The Ephesian Matron. A tragicomedy of one act. Dedicated to Phil. Dormer Stanhope Earl of Chesterfield.* (*Additional Mss. 18614* des *British Museum.*) Graf Chesterfield ist der berühmte Verfasser der «*Letters to his son. London 1774.*»

Johnson und Sopple folgten französischen Vorbildern (S. 86).

Der Schotte John Ogilby (1600—1676) — Tanzlehrer, Theaterunternehmer, Buchdrucker, «*Cosmographer of Charles II*» — verfaßte Mitte der sechsziger Jahre ein «*heroic poem*» *The Ephesian Matron.* Vorher war er hauptsächlich nur als Uebersetzer aufgetreten: *Works of Virgil 1649; Aesops fables paraphrased, in verse 1651; Homers Iiad 1660, Odyssey 1665.* Auch er figurirt in der Dunciade, und Pope meinte, Ogilbys Verse seien unter aller Kritik.

Was die englische Novellistik der älteren Zeit im Allgemeinen anlangt, so sagt Dunlop mit schöner Unparteilichkeit: «obwohl die italienischen Novellen so großen Einfluß auf die englische Litteratur ausübten — es genügt auf Chaucer und Shakespeare hinzuweisen — so kann ich gleichwohl nicht bemerken, daß sie originale Erzeugnisse ähnlicher Art hervorgerufen hätten. Andrerseits mag ihre Wirkung in Frankreich weniger eingreifend gewesen sein, wogegen sie daselbst den Impuls gaben zu gleichen Schöpfungen von bedeutendem Werthe und Berühmtheit.» Dunlop meint hier die *C nouvelles nouvelles* und ihre Nachfolger.

Aber mit dem 18. Jahrhundert hebt die glänzende Epoche für Roman und Erzählung in der englischen Litteratur an.

Sie beginnt mit Swift (*1704: Tale of a Tub; 1726: Gullivers Travels*) und Daniel Defoe (*1719: Robinson Crusoë; 1721: The fortunes and Misfortunes of the famous Moll Flanders etc. written from her own Memorandums*); dann folgen Richardson (*1740: Pamela*), Smollet (*1748: Roderick Random*),

Fielding (*1749: Tom Jones*), Samuel Johnson (*1759: Rasselas*), Sterne (*1759: Tristam Shandy; 1765: Sentimental Yourney*) und der jüngste von ihnen Oliver Goldsmith (*1766: Vicar of Wakefield*).

Grade der liebenswürdige Verfasser des «Landpriesters von Wakefield» (wie Goethe den Titel übersetzt) ist es nun, welcher unsre Novelle und zwar nach ihrer chinesischen Fassung — Du Halde erschien in englischer Uebersetzung 1738 — bearbeitet hat. Wir können daher daran den *Mos anglicus*, diesmal freilich nicht zu seinem Vortheil, studiren.

Die Novelle ist in die Briefe (*letter XVIII*) eingeschaltet, welche Goldsmith, in Anlehnung an Montesquieu's *Lettres persanes* (1721), einen in England reisenden Chinesen schreiben läßt und die zuerst im *Public Ledger* erschienen, dann als Buch: *The Citizen of the World or Lettres from a Chinese Philosopher in London to his Friend in the East. London 1762.* (In dem selben Jahre erschien in London eine kleine Novellensammlung «*The Matrons. Six short histories. London, Dodsley, MDCCLXII.*» Dieselbe enthält: *The ephesian, the chinese, the french, the british, the turkish and the roman matrons.* Siehe *Trois nouvelles traduites du Chinois par le Marquis d'Hervey-Saint-Denys.* [*Paris 1885*] *p. XV*, und brieflicher Nachtrag dazu.)

Der Romancier beginnt mit Bemerkungen, wie sie sich im Munde des Pfarrers ebenfalls vortrefflich ausnehmen würden. Es gäbe viele Ehen, welche im Beginn des Wanderns gleich allen Vorrath von Liebe erschöpften, der für die ganze Tagesreise bestimmt gewesen wäre. Sie hätten den Rausch der Entzückung, den nur der Honigmond biete, für ewig und dauernd gehalten und wenn sie die Täuschung eingesehen, so folge Haß und Gleichgültigkeit. Wenn er daher ein neuverehelichtes Paar außergewöhnlich freundlich vor Andern sehe, so denke er immer, daß sie die Gesellschaft oder sich selbst betrügen wollten. Aber die wahre Liebe, sagt er sehr hübsch, «*founded in the heart, will shew itself in a thousand unpremeditated sallies of fondness.*»

Mit den Worten «*Choang was the fondest husband and Hansi the most endearing wife in all the kingdom of Korea*» hebt dann die eigentliche Geschichte an.

Ich hebe nur die Abweichungen von der chinesischen Vorlage hervor. Die junge Frau, welche das Grab fächerte, führt Choang mit sich in seine Wohnung, stößt sie aber in der kalten und stürmischen Nacht wieder hinaus, weil seine Frau über die Untreue jener Wittwe so außer sich ist, daß sie nicht mit ihr unter einem Dache bleiben will. Der junge Student kommt noch bei Lebzeiten Choang's und ist Zeuge des Glücks der Eheleute: «*so fond an husband, so obedient a wife few could behold without regretting their own infelicity.*» Aber Choang stirbt. Hansi war untröstlich, aber nach einigen Stunden «*she found spirits to read his last will.*» Endlich wird mit allgemeiner Beistimmung der Familie die Hochzeit mit dem Schüler Choang's festgesetzt. Sein Krankheitsanfall am Hochzeitsabend kann nur durch das auf seine Brust gelegte Herz eines Todten gehoben werden. Als sie dem todten Choang das Herz ausreißen will, wird er lebendig, erfährt von dem Diener alles seit seinem Scheintode passirte, und als er seiner Frau ihre Treulosigkeit vorwerfen will, findet er sie in ihrem Blut schwimmend, sie hatte ihre Schande und «Disappointment» nicht überleben wollen. — Daß die Aenderungen Goldsmith's nicht glücklich sind, ist leicht zu erweisen, am triantesten ist aber der Schluß. Choang, «*unwilling that so many nuptial preparations should be expended in vain*», heirathet noch in der selben Nacht die Dame mit dem Fächer. «*As they both were apprised of the faibles of each other before hand, they knew how to excuse them after mariage. They lived together for many years in great tranquillity and, not expecting rapture, made a shift to find contentment.*» Mit welch grausamer Prosa ist hier die ursprüngliche Poesie ausgewischt worden, übertüncht wie die farbigen Heiligen eines katholischen Domes durch die gleichmäßige Oede des protestantisch weißen Kalkanstrichs.

Wie schamlos praktisch dieser englische Praktikus, der die Ausgaben für eine Hochzeit nicht umsonst gemacht haben will!

> Wirthschaft, Horatio, Wirthschaft! das Gebackne
> Vom Leichenschmaus giebt kalte Hochzeitsschüsseln!

Die treulose Wittwe wird zur Belohnung geheirathet, zugleich nach der alten Regel, daß ein braver Roman nothwendig mit der Hochzeit schließen muß. Und welche moralische Verbrämung dieses empörenden Schlusses! Diese Tugendsattheit ist fast noch widerwärtiger als die blanke Immoralität des eleganten La Fontaine.

Armer Goldsmith, warum ruhte nicht ein Funken von dem göttlichen Humor Chaucers auf dir, mit dem er selbst die Wittwe von Bath uns erträglich, ja lieblich macht:

> *She was a worthy woman all hire life,*
> *Housbondes at the chirche dore had she had five*
> *Withouten other compagnie in youthe.**)

## § 11.



LEICHWIE die Novelle von der treulosen Wittwe von Frankreich aus nach Italien und England, nach Spanien und sogar nach Armenien gewandert ist, so hat sie auch von Frankreich aus den Rhein überschritten. Zuerst, wie wir aus den oben (S. 58) erörterten äußeren Gründen annehmen, wurde

---

*) Ich erinnere hier an Lothar Bucher's Pilgerfahrt nach Canterbury und seinen Rath: «das alte Englisch ist so liebenswürdig und für den Norddeutschen so leicht verständlich, wenn er die Wörter nicht mit dem Auge, sondern mit den Ohren lesen will.» (In dem liebenswürdigsten, nachdenklichsten Buch: Bilder aus der Fremde für die Heimath gezeichnet. Erster Band. Berlin 1862. S. 62.)

ihr von einem namenlos gebliebenen Deutschen, wahrscheinlich einem Geistlichen, ein lateinisches Gewand angezogen, und so erscheint sie in der *Historia septem sapientum* vielleicht um dieselbe Zeit, als Ulrich Boner die Novelle als Fabel verdeutschte (1330), vielleicht erst etwas später. Die erste zeilentreue deutsche Uebersetzung der *Historia* wurde um das Jahr 1400 gemacht. Auch ihr Verfasser ist dem Namen nach unbekannt geblieben. Von dieser Uebersetzung werden in Heidelberg (*Cod. palat. 149*) und in Stuttgart je eine Handschrift aufbewahrt. Die Heidelberger giebt die verlorene oder verschollene Urschrift dieser Uebersetzung am getreuesten wieder, während die Stuttgarter, dem geänderten Dialekt nach, erst um 1470 abgeschrieben sein kann. (Briefliche Mittheilung von *Dr.* Fritz Seelig.)

Nach dieser Prosaübersetzung verfaßte für den Erzbischof Friedrich von Köln ein deutscher Poet aus dem Elsaß mit Namen Hans von Bühel im Jahre 1412 eine metrische Bearbeitung des Siebenmeisterbuchs. Von seiner Vorlage sagt er: «ein guoter Geselle» habe sie «us latin zuo tiutsche geschriben» und ihn gebeten, diese prosaische Uebersetzung in Vers und Reim umzudichten.

Unter dem Titel «Dyocletianus Leben von Hans von Bühel» hat, wie bereits S. 54 erwähnt, auch diese deutsche Bearbeitung herausgegeben Adalbert Keller, aus einer Handschrift zu Basel.

Der Eingang der Dichtung ist dem oben aus den *Sept sages* mitgetheilten entsprechend.

Als der Mann seiner Frau Finger bluten sieht, fällt er in Ohnmacht. Sie bringt ihn durch Wasser zu sich. Er schlägt die Augen auf und verlangt schnell nach einem Priester, denn er müsse sterben, Niemand könne ihm helfen:






Sit das ich gesehen han
Das min liebes blut
Der smertze min hertze sterben tut.

Die Knechte laufen alle hin — der Priester kommt aber zu spät:

Ym so we tett sins wibes smertz
Daß ym brach sin getruwes hertz.

Die ganze Stadt klagt.

Die Frau sagt: sie wolle ihren Leib kasteien, und nie einen andern nehmen —

Pfui, da müßte sie sich doch schämen.

Sie will nicht vom Grabe weichen.

Die Freunde sagen: Es wäre der Seele des Verstorbenen viel besser, wenn sie nach Haus ginge und Almosen gäbe, als daß sie sich hier nötete und tödtete.

Sie aber erklärt: Ich will aus Liebe zu ihm sterben, wie er aus Liebe zu mir gestorben.

Da bauen ihr die Freunde ein Hüttlein und versehen sie mit Essen und Trinken.

Nun war es Rechtens im Lande, daß wenn ein Dieb gehängt war, ein Wächter den Körper des Gehängten bewachen mußte. Ward der Körper (von den Verwandten) gestohlen, so verliert der Wächter all sein Gut und sein Leben steht «in des Kunges Hand.»

Am Begräbnißtage des Ritters war zufällig auch ein Dieb gefangen und gehangen worden. — Der Wachthauptmann fror in der sehr kalten Nacht sehr unter dem Galgen und reitet deshalb hin und her in der Umgegend, um sich zu wärmen. So kam er in die Nähe des Kirch-

hofs und sah das Licht im Hüttchen der Frau. Er bittet um Einlaß, da er sterbe vor Frost. Sie erlaubt es ihm, wenn er züchtig sein wollte.

Als er warm geworden, bittet er artig, zu ihr einige Worte sagen zu dürfen. Sie will ihn gern hören. Er sagt: Ihr seid hübsch jung und wohlgeborn, und solltet heimkehren, hier nicht klagen, sondern Almosen geben um eures Mannes Seele willen: das wäre Gott genehmer. Sie singt das alte Lied, daß sie hier sterben wolle.'

Der Ritter reitet fort und findet den Dieb gestohlen. Er denkt, die fromme und heilige Frau im Hüttchen könne ihm rathen. Die läßt ihn auch ein und er sagt, daß es ihm nun an Gut und Leben ginge. Sie entgegnet:

Wenn du folgtest meinem muth,
Verlörst du weder leben noch gut.

Er sagt: er wolle folgen.

Sie:

Gefiele dir eins
Das du mich nemst zu der e.

Er will es herzlich gern und nun sagt sie: Nimm meinen Herrn, der um meiner Liebe willen gestorben und erst gestern begraben ist, und henke ihn an den Galgen.

Beide ziehen den Todten heraus.

Der Ritter wirft ein: dem Dieb hätten zwei Zähne gefehlt.

Sie: Nimm einen Stein und schlag sie dem Todten aus.

Er: Das thu ich nicht, und wenn es mir auch ans Leben ginge. Es ist einem Ritter eine Schande, einem todten Ritter so etwas zu thun.

Sie thut es, so daß im Oberkiefer kein Zahn bleibt.

Er: Der Dieb hatte auch eine Wunde «in die swart» und waren ihm die Ohren abgeschnitten.

Sie: Dann thu' ihm das auch.

Er:

Nie lieber geselle mir wart
Denn er was do er lebte.

Er schäme sich und würde keine Ehre davon empfahen, wenn ein Lebendiger einen Todten schlüge.

Sie thut es.

Er: Noch eine große Sorge: der Dieb hatte die «Zwene» nicht, da sie ihm, als er gefangen, «usgezart» worden.

Sie:

Verzagteren menschen sah ich noch nie
So mir sant Helene
Snide ihm heraus die zwene.

Als er dies für ehrlos erklärt, thut sie es und wirft das Abgeschnittene einem Hunde vor.

Beide hängen nun den Körper auf.

Sie:

Nun wollen wir zur kirche gan
Zu der e will ich dich han.

Er: Er hätte dem allmächtigen lieben Krist verlobt, kein Weib zu nehmen.

Die Frau erschrak und sagt:

O ritter gut bis froeuden fro
Ich will dir wol getreuen
Du lässest es dich nicht gereuen.

Er:

O du schemliche frowe!
Du bist die boste ob allen wiben
Wer solt syn zit mit dir vertriben
Oder dich zu der e nemen
Phy der must sich schemen
Diewil du dinem e mann
So schemlich hast getann
Der durch liebe gestorben ist.

Er zählt ihre Laster auf, sagt, er glaube, sie werde dergleichen hinfort nicht mehr thun und schlägt ihr das Haupt ab.

Diocletian sagt: die Strafe sei gerecht.

Die *Historia septem sapientum* stimmt mit diesem Schlusse ganz überein. Und eben daher schöpfe ich den überzeugenden innern Grund, daß ihr Verfasser ein Deutscher gewesen sei.

Was der Römer und Franzose nicht hatten über sich gewinnen können, mit der Sühne der Schuld das Gemüth des Hörers von dem Alp einer so schändlichen That zu befreien: der Deutsche hat moralisches und künstlerisches Gewissen genug, um allen Respekt vor dem von fremder Autorität ihm angebotenen Stoff bei Seite zu lassen und seiner Heldin das fluchbedeckte Haupt vor die Füße zu legen. Ja, die Matrone, die beim Petron, bei dem Verfasser des *Liber de VII sapientibus* im französischen Mönchsgewand, bei all den Trouvèren des lustigen Frankreichs, bis auf La Fontaine herab, wenn auch nicht erhobenen Hauptes (bei La Fontaine freilich sogar stolz und gerechtfertigt!) doch ungestraft und mit heiler Haut davongegangen war, am Schlusse der Geschichte: der germanische Novellist schlägt ihr den Kopf herunter. Es scheint in der That, daß der indische Geist, welcher allein diese Geschichte tragisch enden ließ, unbewußt sich hier auf den germanischen Urenkel niederge-

lassen hat, um ihm den einzig würdigen Schluß einzugeben. Ja, wir stehen den arischen Ahnen noch immer näher als irgend ein andres Volk der Welt, nur wir konnten noch im 19. Jahrhundert eine Philosophie hervorbringen, welche mit dem tiefsten Religionssystem der Inder so wunderbar zusammenstimmt.

Wie ein Holzschnitt des Meisters Albrecht Dürer gemahnt uns das Gedicht des Hans von Bühel: herbe und lieblich, etwas derbe, «ungefrenzt und unbekrenzt», erfüllt von tiefem sittlichen Geiste.

Mit anmuthigen Zügen im Einzelnen hat er seine Darstellung geschmückt. Diese Züge finden sich zwar schon in der lateinischen und deutschen Vorlage, aber die poetische Form ist das alleinige Verdienst unseres Elsässer Dichters.

So endet die ausführliche Beschreibung vom Sterben des Mannes mit dem schönen Verse:

> Ym so we tett sins wibes smertz
> Daß ym brach sin getruwes hertz.

Statt dessen der französische Trouvère die Bemerkung macht: er habe keines Löwen Herz gehabt, da er auf solchen Anlaß, um solche Bagatelle gestorben sei. Auch die Rede der Verwandten ist mit vortrefflichen neuen Zügen ausgestattet, wie die Aufforderung Almosen zu geben. Das Zwiegespräch zwischen dem Ritter und der Frau hat das meiste neue Detail aufzuweisen. Man könnte finden, daß der Deutsche hier die Verstümmlung etwas zu sehr ins Grasse und Krasse gehäuft und übertrieben habe. Was die sämmtlichen französischen Versionen einzeln haben, die Verwundung mit dem Degen im Fabliau, das Ausbrechen der Zähne in den *Sept Sages*, das Abhauen des Ohres bei Brantome und das Abschneiden der Nase bei Voltaire: das läßt Hans von Bühel seine Frau alles zusammen vollführen, nur an Stelle der Nase die «Zwene» setzend, zu

deren Verstümmelung er noch eine weitere Scheußlichkeit hinzufügt. Vor dieser Ueberladung hatte den Franzosen sein größerer Kunstverstand für das Detail bewahrt. Andrerseits aber mußte der Deutsche das Verbrechen der Leichenschändung um so kräftiger hervorheben, je heiliger ihm der todte Körper von uralter Zeit her gewesen war. Schon die Edda prophezeit: einst werden die Nägel der Todten unbeschnitten bleiben; und das sei der Anfang des Weltbrandes. Es war ein alter deutscher Glaube geblieben, daß, wenn der Todte mit einer Laus am Körper begraben werde, dann seine lieblose Familie, die ihn nicht einmal gewaschen und das reine Leichenhemd angethan, bald nachsterben müsse.

Wenn ein frisches Grab einsank, ein Zeichen, daß der Todte verabsäumt worden, so muß die Familie auch nachsterben (Rochholz *a. a. O.* *I*, 203).

Als Otto *III.* in der Gruft Karls des Großen dem Kaiser einen Zahn zum Andenken aus dem Munde genommen, da erschien ihm im Traume der Kaiser, ihm ankündigend: er werde vor der Zeit und kinderlos sterben. (Brüder Grimm, Deutsche Sagen. Nr. 475.)

Beim Wegziehen aus Weißenburg begruben die Zigeuner einen der Ihren auf dem Kirchhofe, warnend, den Todten nicht zu stören. Später aber fand man, bei Ausbesserung der Kirche, das Zigeunergerippe. Einer der Arbeiter zog einen Zahn aus dem noch ganz zahnvollzähligen Munde. Es blutete, und bald darauf brannte Weißenburg ab. (Schönwerth, Oberpfälzische Sagen *III*, 165.)

Solches geschah wegen eines Zahnes. Und was hatte diese treulose Wittwe mit dem Körper ihres eigenen Mannes, der aus Liebe zu ihr gestorben war, gethan!

Diese Deutschen des Mittelalters sind dabei allerdings von einer gewissen Brutalität nicht freizusprechen, sie straften zum Berg gehäufte

Greuel, während bei dem zarter fühlenden Inder die bloßen sündigen Gedanken ihre Strafe nach sich zogen — wovon Goethe's «Legende» ein so wundervolles Beispiel bietet, wie er andrerseits im Gott und der Bajadere die indische Gattentreue unsterblich verherrlichte, zum Beweise, daß der indische Geist in Dichtung wie Philosophie noch immer unter uns mächtig ist.

Indem Hans von Bühel seine Wittwe von einer schändlichen Handlung zu einer immer noch schändlicheren fortschreiten läßt, und dies stets nur ganz trocken berichtet, offenbart er uns den ganzen Paroxismus der Leidenschaft, in dem diese Frau sich befinden muß. Eben diese Trockenheit der Darstellung, diese Holzschnittmanier wirkt um so ergreifender. Erst am Schlusse bricht dann der Ritter — hier ein lieber Freund des Verstorbenen! — in einen lange verhaltenen Strom der bittersten Schmähungen aus, bis er sein Schwert zieht und ihr Leben und die Novelle endet.

Grade im Angesichte dieser tragisch beschlossenen Version empfindet man recht deutlich den fast unbegreiflichen, enormen künstlerischen Mangel aller jener andern Darstellungen. Nur in der deutschen wie in der indischen Version hat die Novelle Kopf und Schwanz, Hand und Fuß.

Wie es den Menschen physische Ueberwindung kostet, das Blut seines Nächsten zu vergießen, so gehört sicherlich ein nicht geringerer ästhetischer Muth dazu, diese Novelle mit der Hinrichtung zu schließen. Aber der Dichter soll, wie Arthur Schopenhauer irgendwo sagt, wissen, daß er das Schicksal ist und daher unerbittlich sein wie dieses. Allein die Franzosen und Italiener und auch, trotz oder vielmehr wegen größerer Heuchelei in diesem Punkte, die Engländer sind eben in Sachen der Moral nicht unerbittlich und so nehmen sie es auch mit der treulosen Wittwe nicht so scharf, wie der sittlichere Deutsche, bei dem zwar ganz gewiß die selben Thaten vorkommen, die nämlichen Ehe- und andre Treubrüche,

welcher sich aber bis auf diesen Tag das ethische Verwerfungsurtheil über seine eignen Handlungen bewahrt hat. Er richtet seine eignen Thaten, er beschönigt sie nicht und hält nicht auch das Unsittlichste wie La Fontaine für «*pas une si grande affaire.*»

In Frankreich und Italien gilt noch heute der Ehebruch als etwas, das nicht blos an der Tagesordnung ist, sondern auch in der Ordnung, in der sittlichen Ordnung der Gesellschaft möglich, ja erlaubt.

Wir haben indessen bei Betrachtung der Novelle als Fabel gesehen, daß nicht alle deutschen Autoren die treulose Wittwe mit so harter Gerechtigkeit behandelt haben wie der ehrliche Hans von Bühel und seine beiden Vorgänger bei deren einem (in der Stuttgarter Handschrift) der dekapitirte Körper der Frau noch obendrein ins Wasser geworfen wird. Zum dichterischen Tragiker gehört eben ein Muth, den mancher Deutsche, der ihn auf dem Kampfsplatze wohl hätte, doch in der Arena der Litteratur leider vermissen läßt. (Siehe auch unten § 12.)

Später als Hans von Bühel [nach Gräße (a. a. O.) 1476] hat noch ein deutscher Anonymus ein Gedicht «Von den sieben Meistern» verfaßt, welches Adalbert Keller nach der Erlanger, verglichen mit der Berliner Handschrift, herausgegeben hat. (Altdeutsche Gedichte. Tübingen 1846. S. 15—241.) Der Text unsrer Novelle (S. 184—193) stimmt im Wesentlichen, namentlich auch im Schlusse, mit dem Büheler überein, an poetischem Werth steht diese Bearbeitung ihm entschieden nach.

Daß der erste Druck der deutschen Prosaübersetzung 1473 erfolgt sei, habe ich schon angeführt. Zahllose Wiederholungen an den wichtigsten Druckorten Deutschlands folgten.*) Mitten unter diesen deutschen Ausgaben findet sich seltsamerweise urplötzlich eine Rückübersetzung ins La-

*) Aus der deutschen Quelle floß wohl auch die niederländische Uebersetzung: Die hystorie van die seuen wise mannen van Romen. Te Delf in Holland 1483. Ebenso die dänische: De siu vise mestere. Kjoebenhavn 1673. Und die schwedische: The Sju Vise Mästare. Gefle 1778.

teinische ein: *Ludus septem sapientum de Astrei regii adolescentis educatione, periculis, liberatione, insigni exemptorum amoenitate iconumque elegantia illustratus antehec latino idiomate nunquam editus. Francofurti ad Moenum, apud P. Refeler, impensis Sigism. Feyerabend.* (o. J.) Ebert setzt den Druck «um 1560», Rénouard «um 1570». Die Uebersetzung ist nach einer deutschen Vorlage angefertigt, ihr Verfertiger, der Jurist Modius, muß, ehe er sich daran machte, längere Zeit im Monde gelebt haben, daß ihm von der Existenz der *Historia septem sapientum* nichts bekannt geworden war.

Die Ausgaben der deutschen Sieben weisen Meister reichen selbst bis in das gegenwärtige Jahrhundert hinein.

In den «Deutschen Volksbüchern nach den ältesten Ausgaben hergestellt» von Karl Simrock (Frankfurt *a/M.* 1839—1855) bilden «die sieben weisen Meister» das *XLIX.* Heft. In unsrer Novelle (S. 91—96) hat sich Simrock, von der modernisirenden Sprache ganz abgesehen, eigenmächtige Verstümmelungen erlaubt; wie überhaupt in seinen Neuausgaben.

## § 12.



DIE Novelle von der Wittwe war trotz so langer Wanderung durch die Nationen und die Jahrhunderte noch nicht müde geworden, meist in der alten, jedoch neu aufgeputzten Gestalt, mitunter auch, indem sie in ganz neue Formen und Verbindungen einging, im Deutschen Reiche ihren Weg weiter zu verfolgen.

In einer sehr merkwürdigen Umbildung tritt sie uns entgegen in Hans Wilhelm Kirchhof's «Wendunmuth», von welchem die erste Ausgabe 1563 zu Frankfurt *a/M* erschien.

«Eine Wittwe konnte sich von ihrem geliebten Gatten Johannes nicht trennen, ließ sich also einen aus Holz machen und behielt ihn alle Nacht im Bette, bis die kluge Magd ihren lebendigen Bruder, der ein hübscher Bursche war, einmal statt des Holzbildes zu ihr legte. Die Frau war es auch zufrieden und als sie am Morgen das Frühstück nicht kochen lassen konnte, weil die Magd sagte, es sei kein Holz mehr da: befahl sie, den hölzernen Johannes in den Ofen zu werfen.» (Wolfgang Menzel, Deutsche Dichtung, [1859] *II*, 96. In der Ausgabe des «Wendunmuth» von Oesterley [1869] *I*, 348: mit der Bemerkung «*Schirmerus dictavit*».)

In den Fastnachtsspielen des Jakob Ayrer, im zweiten Theil des «Opus Thaeatricum» (Nürnberg 1618, nach des Verfassers 1605 erfolgten Tode) erscheint ebenfalls ein 14 Strophen langes Lied vom hölzernen Johannes, das ein Bauer am Hofe Alexanders des Großen diesem vorsingt. Das betreffende Fastnachtsspiel ist das 39te und überschrieben «Hofflebens kurzer Begriff». (Ausgabe von A. Keller [1865] *IV*, 2609, 28.) Das «Lied» stimmt mit Kirchhof's Erzählung überein.

Eine englische Version der letzteren steht in dem von Oesterley herausgegebenen Buche «*A Hundred Mery Talys. London 1866*». Dieselbe (*no. C*) hat die Ueberschrift: «*Of the burnyng of old John.*»*)

Beinahe hundert Jahre nach Kirchhof folgte Christian Fürchtegott Gellert, sonst der Nachahmer La Fontaine's, diesmal seinem deutschen Vorgänger. Das betreffende Stück in den «Fabeln und Erzählungen» (Erste Ausgabe Leipzig 1746) ist «die Wittwe» betitelt. Gellert's «Wittwe» opfert den geschnitzten Gatten, um für den neuen Freier eine Kanne Schmerlen sieden zu lassen.

---

*) Auf die innige Verwandtschaft der Geschichte vom hölzernen Johannes mit unsrer Novelle habe ich schon 1873 aufmerksam gemacht, ohne Oesterley's und Keller's Ausgaben zu kennen. Die Notiz über die englische Version verdanke ich den gütigen Mittheilungen von Reinhold Köhler und Johannes Bolte.

In den Dreißiger oder Anfang der Vierziger Jahre ist Gellert's Fabel dramatisirt worden als «die Wittwe von Ephesus». Dem Holzbilde ist hier ein Wachsbild substituirt und es werden aus demselben die Kerzen für das Hochzeitsmahl gegossen! (Abgedruckt in Gubitzens Jahrbuch (?); siehe darüber Bruno Bucher in der Wiener «Presse» vom 23. Januar 1873.)

Wie Petronius die tiefsinnige, edle und schöne indische Novelle zu einem römischen Wachtstubenabenteuer herabgesetzt hatte, so ist sie hier zu einem platten Bauernwitz geworden; der freilich, in seiner Art, ebenso vortrefflich als das Histörchen des römischen Konsuls.

Als ein wundersames Gegenstück, woran die Erinnerung vielleicht dem ersten Erzähler und Sänger des hölzernen Johannes nicht entschwunden war, erscheint uns jenes tiefpoetische, süßmelancholische Waldbild, welches der hohe Wolfram von Eschenbach von der schönen Sigune entworfen, die ihres Tschionatulander's Leiche einbalsamirte und in den Zweigen einer Linde neben sich aufbewahrte, um daneben wie eine Turteltaube zu klagen. Und als Parcival sie überredet, den Geliebten zu beerdigen, ging sie als Einsiedlerin

«zu jenem Berg, der Montsalvat genannt».

Auch diese Dichtung Wolfram's und des späteren Albrecht von Scharfenberg hat schon ein Vorbild an dem Roman des Ephesiers Xenophon. Im Eingang des *V.* Buchs wird die Liebe des Aegialeus und der Thelxinoe einfach und rührend dargestellt. Aegialeus zeigt dem Habrokomes seine einbalsamirte Gattin. Dem Habrokomes würde sie wie eine alte Frau vorkommen, ihm selbst sei sie trotz Alter und Tod noch immer die jugendlich blühende Geliebte. Er esse und schlafe mit der Leiche und denke dabei an die einstigen Festnächte. «Τας παννυχιδας ἐννοω. Ἐρως ἀληθινος ὁρον ἡλικιας οὐκ ἐχει.» (*Ξενοφοντος Ἐφεσιακα, ed. Locella, p. 89.*)

Nach Goedeke's Tabelle der einzelnen Erzählungen in den verschiedenen Redaktionen des Siebenmeisterbuchs (a. a. O. und Grundriß *I*, 321) machte der Augsburger Bürger und Meistersänger Sebastian Wild aus demselben ein Schauspiel, in welches auch unsre Novelle eingearbeitet ist:

SChöner Comedien vnd Tragedien zwölf:
Auß heiliger Göttlicher schrifft, vnd auch auß etlichen Historien gezogen.
Alle sehr lieblich vnd annemlich, etwa trawrig vnd frölich zu hören vñ zu lesen.
In den der Welt lauff gründlich fürgebildet vnnd angezeigt wird,
Welche auch Christlich, aufferbäwlich vnd nutzlich, sonderlich für die
Jugendt, zur übung zuhalten vñ zu lesen sind.
Auffs new in Truck verfertiget
Durch Sebastian Wilden
*M. D. LXVI.*

---

Gedruckt zu Augspurg durch Mattheum Francken.

Nr. 11 enthält: «Die siben weysen Maister (Von des Keysers Pencyanus Son).»

In dem, als Vorläufer des Simplicissimus zu betrachtenden, Werke «Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald d. i. Straff-Schriften Hanß Michael Moscherosch von Wilstaedt.» (Ausgabe letzter Hand: Zwei Theile. Straßburg 1650 und wiederholt daselbst 1666/67) steht unsre Geschichte im 3. Gesicht des *II.* Theils, welches «Weiberlob» betitelt ist. Sie beginnt: «So war zu *Epheso* ein Weib . . .» und ist eine bloße Verdeutschung des Petronius. Am Schlusse heißt es: «Mich deucht, sprach ich, ich hab' diese Historì zu vorhien bei den Sieben Weisen Meistern auch gelesen. — Ja, sprach Freymund, etwas davon, doch nicht so schön als wie sie *Petronius* in trefflichem Latein beschrieben.»

Moscherosch (1601—1669) giebt selbst an, daß er «nach ungefährlicher Anleitung» der Visionen des Don Franzisco de Quevedo Villegas (1580—1645) gearbeitet habe. Diese Angabe bezieht sich aber nur auf die

7 Gesichte des *I.* Theils: sein *II.* Theil (ebenfalls 7 Gesichte) ist ohne direktes Vorbild.

Uebrigens wird auch bei Quevedo im dritten Traum sehr lebendig die untröstliche und doch bald getröstete Wittwe geschildert, allein die petronische Geschichte kommt nicht vor. Moscherosch (im *I.* Theil der Gesichte) hat diese Episode unter dem Titel «Trost der Wittwe» wiedergegeben.

Auch schon im zweiten Traum heißt es von einer Wittwe (in der mir augenblicklich allein zugänglichen italienischen Uebersetzung): «*Una ne vidi appunto che piangera con l'occhio destro il suo defunto marito, e rideva con il sinistro che è quel del cuore per il suo amico.*» (*Estratto de' sogni di D. Francesco Quevedo. Trasportati dal francese per Innocenzio Maranaviti. Venezia 1728.* Die erste Ausgabe der «*Sueños y discursos*» erschien Barcellona 1628.)

Ein eigenes Buch, in welchem, ohne irgend einen Vorgänger zu nennen, der Stoff behandelt wird, verfaßte der unter dem Pseudonym «Veriphantor» schreibende Johann Gorgias aus Kronstadt in Siebenbürgen, dessen frühestes Werk «Jungferlicher Zeit-Vertreiber» bereits 1665 erschien.

Im Meßkatalog von 1714 wird von ihm aufgeführt: «Don Quevedo Satyrische Schreiben an den Philander von Sittwald. Vier Relationes. Veriphantor's Satyrische Schriften als der betrogene Frontalbo, der Jungferliche Zeit-Vertreiber, buhlende Jungfer, ausgefragte Frau, scheinheilige Wittwe.» (Frankfurt a/d Oder, bei Joh. Völckern.)

Eine Separatausgabe der letzten Schrift ist die folgende sehr seltene, deren Titel ich deshalb nach dem in meinem Besitz befindlichen Exemplar*) vollständig hersetze:

---

*) 62 Seiten in klein Oktav; mit einem Titelkupfer, die Wittwe mit aufgelöstem Haar auf dem Kirchhof darstellend.

Die
Nach Absterben ihres Mannes
Scheinheilige



# ittwe,

Oder einerley

## Leichtsinnigkeit der Weiber,

Welche vorgestellet wird
An der Scheinheiligen ARETA
Die da glaubte
Daß das höchste Guth bestehe in denen
fleischlichen Wollüsten 2c.
Einer jedweden Gottesfürchtigen
Frauen diese Meinung und Laster zu
verabscheuen, und gottselig zu leben,
Mit Fleiß gezeiget,
Diesem ist auch noch beygefügt, eine

## Hochnützliche Rede an den Leser,

Darinnen eine tugendsame Frau gantz eigentlich
beschrieben wird.
Allen jungen Freyern höchstnöthig zu lesen,
Von
*VERIPHANTOR.*

---

Cöln, 1735:

Der Inhalt ist kurz folgender:

Die ihren ebengestorbenen Gatten betrauernde Areta empfängt einen jungen, sehr reichen Mann, der ihr bereits früher den Hof gemacht und sie nun trösten will. Als sie nach und nach auf ihn hört, sagt er: es sei schon das dritte Jahr, daß die Pest unter dem vierfüßigen Vieh so großen Schaden thäte. Ein heiliger Mann habe ihm nun gerathen, sich die Beine und Ohren eines Verstorbenen, der mehr als 40 Jahre alt geworden, zu verschaffen und sie in Pulverform den Thieren einzugeben. Nach einigem Sträuben ergreift die Wittwe ein scharfes Handbeil und Säge, geht in die Stube, wo der Körper ihres Gatten aufgebahrt liegt, und bringt in einer Schürze dem neuen Freier das Gewünschte. Derselbe verfährt damit nach Vorschrift und der Aberglaube machte auch, daß die Pest nachließ. —

——————— Eingeflochten ist eine zweite Geschichte, welche eine Freundin der Areta von ihrer Muhme erzählt. Diese habe aus dem Körper ihres verstorbenen Mannes für den neuen Buhler einen Riemen geschnitten und gerben lassen. Es war dem Buhler nämlich mit ihr ergangen wie dem Simplicissimus in Paris (im vierten Buche der Ausgabe von 1671) und er verlangte sich mit dem «Menschen-Riemen» zu gürten, als Mittel, «seine Kräfte wieder zu erhohlen»! ——————

Der Liebhaber der Areta wird ihrer bald überdrüssig und tritt eine Reise an, um von ihr loszukommen.

Eine *Captatio benevolentiae* Veriphantor's an die geneigte Leserin scheint wie eine schwache Erinnerung an den Schluß der *XV joies de mariage:* «Wolte mich einer fragen, warum ich eben das weibliche Geschlecht zu carpiren vorgenommen? So antwortete ich, daß vor dieses mahl die Reihe an ihnen gewesen, ein andermahl dörffte es wohl ein anderes treffen.»

Der nächste Bearbeiter war der Verfasser des Heldengedichts «Der Wurmsaamen», Daniel Wilhelm Triller: «Poetische Betrachtungen über verschiedene aus der Natur- und Sittenlehre hergenommene Materien. Hamburg 1725—1739. Sechs Bände.»

Christian Felix Weiße schrieb seinen ersten dramatischen Versuch «Die Wittwe von Ephesus» schon auf der Schule 1744, verbesserte das Stück später in Leipzig um 1750 «so gut er konnte» und ließ es im Einzeldruck erscheinen und aufführen. 1767 nahm er diese, in Alexandrinern «gedichtete» Piece, ebenso geistlos langweilig wie seine späteren, in die zweite Auflage seines «Beytrags zum deutschen Theater» (5 Theile 1767—1771) auf, wo sie im 2. Theil zu finden ist. Nochmals ließ er sie abdrucken in seinen «Lustspielen. Leipzig 1783».

Lessing's erster Entwurf einer «Matrone von Ephesus» ist von 1748. In Hamburg, 1767, nahm er das Stück wieder vor, fertig geworden sind nur 8 Scenen, die erst aus dem Nachlaß herausgegeben wurden (Berlin 1784). Es ist in jener seiner ersten, Plautus und die Franzosen verquickenden Lustspielmanier. Ueber den inspirirenden Genius, auch Weißes, Houdar de la Motte (vgl. oben S. 85) hatte er sich in der «Dramaturgie» (Werke *VII*, 160 f. der Lachmann'schen Ausgabe) ausführlich verbreitet. Er nennt hier u. a. «das Märchen des Petron unstreitig die bitterste Satire, die jemals gegen den weiblichen Leichtsinn gemacht worden.»

Goedeke's Grundriß *II*, 619 verzeichnet dazu: Die Matrone von Ephesus. Lustspiel in 1 Akt. Von Lessing. Ergänzt von K. L. Rahbeck. Mannheim 1790.

«Die Matrone von Ephesus. Ein Nachspiel. 1764» wird im Katalog der Weimarer Bibliothek aufgeführt.

Die Behandlung bei Jakob Friedrich Schmidt (Kleine poetische Schrif-

ten. Altona & Lübeck 1766) wird wohl ähnlich sein wie die Trillers, «denn den habe ich auch nicht gelesen».

Die erste deutsche Uebersetzung der Matrone von Ephesus lieferte Wilhelm Heinse (1746—1803) in dem ohne seinen Namen erschienenen Buche «Begebenheiten des Enkolp. Aus dem Satyrikon des Petron übersetzt. Rom 1773» (Zwei Bände; der wahre Druckort ist Schwabach). In seinen Briefen an Gleim (Erlangen den 17. April und 18. Juli 1772) hat er dies Werk ausdrücklich als das seinige anerkannt. Die 48 Seiten lange Vorrede zum ersten Bande ist unterzeichnet «Geschrieben in Augsburg im Februar 1773 während meiner Reise nach Italien um den Winkelmannischen Apollo zu betrachten.» Das 6 Seiten lange Vorwort zum zweiten Bande beginnt: «Lesen Sie nur weiter, was Sie nun lesen werden, ist eigentlich das, was dieses Werk des Petron bei allen Nationen so beliebt gemacht hat. Die Erzählung von der Matrone von Ephesus, das Gedicht auf den bürgerlichen Krieg, die Beschreibung der Liebeshändel des Enkolp mit der Circe sind immer bewundert, öffentlich und heimlich nachgeahmt und übersetzt worden. Aber darin glänzt der Genius des Petron ... und eben deswegen habe ich dieses Werk übersetzt.» Die Erzählung selbst steht auf Seite 112—123. In Anmerkungen weist Heinse auf Johannes Salisberiensis und La Fontaine hin, welch letztrer den Petron verschönert habe! Zum Schlusse macht der damals 26jährige Dichter das folgende interessante Geständniß. Er referirt vom Joh. Salisberiensis, daß nach Flavianus das Weib wie eine ehebrecherische Mörderin bestraft worden sei, und fährt dann fort: «Höchst unbillig wäre das Urtheil gewesen! die alten Griechen, selbst Drako würde nie so einfältiglich und grausam gestraft haben. Man setze sich nur an die Stelle der Matrone! Man wird nichts Unnatürliches finden.»*) Ich setze diese

*) Heinse befindet sich hier in schöner Uebereinstimmung mit Lessing: «Bei Petron glauben wir, was sie thut, würde ungefähr jede Frau gethan haben; selbst ihren Einfall, den lebendigen

Stelle aus der vor mir liegenden Originalausgabe des seltenen Buches her; denn leider hat Heinrich Laube dies für die Entwicklungsgeschichte Heinse's so bedeutsame Werk, das außer den Vorreden auch noch zahlreiche Exkurse in Anmerkungen von seiner Feder enthält, von der Gesammtausgabe ausgeschlossen, während er doch sogar die weit weniger wichtigen Prosaübersetzungen aus Ariost und Tasso mittheilt. Von einem Schriftsteller, der wie Heinse bei dem außerordentlichsten Genie doch nur so wenige Früchte desselben hinterlassen hat, ist jede Zeile kostbar und muß konservirt werden.

Musäus (1735—1787) in den «Volksmärchen der Deutschen» (1te Ausgabe, in 5 Theilen, Gotha 1782—1786) erzählt eine Geschichte vom Grafen Heinrich von Hallermünd und seiner Gemahlin Jutta von Oldenburg, welche sich Treue über dies Leben hinaus geschworen hatten. «Sie fand großen Trost in der Assecuranz ihrer Liebe in jenem Leben und entsagte bereitwillig dem gewöhnlichen Ehereservat wieder zu nehmen, wenn der Tod nimmt:» in dieser unerträglich widerwärtigen, witzelnden, mit geschmacklos angewandten Fremdwörtern kokettirenden Manier verunstaltete dieser Weimarische Schullehrer die herrlichsten Volksmärchenstoffe.

«Anders sagen die Musen und anders sagt es Musäus».

Goethe.

Graf Heinrich kommt in einer Fehde wider die Stedinger um und

*La Trinité se passe,*
*Mironton, mironton, mirontaine;*
*La trinité se passe*
*Malbrough ne revient pas.*

---

Liebhaber vermittelst des todten Mannes zu retten, glauben wir ihr, des Sinnreichen und der Besonnenheit wegen, verzeihen zu müssen.» (a. a. O.)

*Madame à sa tour monte,*
*Mironton, mironton, mirontaine;*
*Madame à sa tour monte,*
*Si haut qu'ell' peut monter.*

*Elle aperçoit son page,*
*Mironton, mironton, mirontaine;*
*Elle aperçoit son page,*
*Tout de noir habillé.*

*— Beau page, ah! mon beau page,*
*Mironton, mironton, mirontaine;*
*Beau page, ah! mon beau page*
*Quell' nouvelle apportez?*

*— Monsieur d'Malbrough est mort,*
*Mironton, mironton, mirontaine;*
*Monsieur d'Malbrough est mort,*
*Est mort et enterré.*

Weil der Wittwe ebenfalls durch den Pagen die Todesnachricht überbracht wurde, so überschrieb Musäus seine Erzählung: «Liebestreue oder das Märchen *à la* Malbrouk.» Jenes reizende französische Volkslied war grade um das Jahr 1780 bekannter geworden. Am Hofe Ludwigs *XVI.* sang es die Amme, Madame Poitrine, an der Wiege des Dauphins.

«. . . Das Liedchen verfolgte den reisenden Briten
Einst von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Napel hinunter; und wär' er nach Smyrna gesegelt,
Malbrough! empfing ihn auch dort! Malbrough! im Hafen das Lied.»
Goethe.

Chateaubriand hatte das Lied im Orient singen hören und versetzt seine

erste Entstehung in die Zeit der Kreuzzüge. In der Version, aus der ich eben einige Strophen citirte, ist übrigens gar keine Anspielung darauf enthalten, daß die Wittwe den Pagen heirathe. Bei Musäus baut nun die Wittwe dem Verstorbenen ein Monument und trauert daran so lange, bis sie zuletzt doch den Pagen heirathet. In der Hochzeitsmitternacht erscheint aber ihr todter Gatte als Gespenst und holt sie zu sich. Die Quelle des Musäus habe ich leider nicht aufzufinden vermocht.

Der durch Goethe's anheimelnde Besprechung*) geehrte Nürnberger Dialektdichter Johann Konrad Grübel (1736—1809) behandelte in einem späteren Bande — Goethe'n lag nur der erste (1798) und zweite (1800) vor — auch unsre Geschichte, die er mit vielen originalen kleinen Zügen auszustatten wußte (Gedichte in Nürnberger Mundart. Drittes Bändchen. Nürnberg 1803. Wiederholt in den «Sämmtlichen Werken.» Herausgegeben von Frommann. Nürnberg 1857. *II*, 38—48). Die Ueberschrift lautet: Die zärtliche Frau. Ich gebe einen von *Dr.* Johannes Bolte für mich gemachten Auszug aus dem 36 Strophen langen Gedichte:

(1.) Wenn mi mei Lebta wos haut dauert,
So dauert mi döi Frau öiz dau;
Denn su haut doch noch kana trauert, —
Es git scho ah, döi wär'n frauh. . . .
Wos derer on an Moh is g'lög'n,
Dös haut si aff die Letzt scho zeigt.

Nach zweijähriger Ehe stirbt der Mann, die Frau ist untröstlich, will sich von der Leiche nicht trennen.

*) In der Allgemeinen Litteratur-Zeitung. Jena 1805, Nr. 37, vom 13. Februar 1805. In der selben Nummer geht die ausführliche Recension von Hebel's Allemanischen Gedichten vorher. In der Vollständigen Ausgabe letzter Hand nahm Goethe (Band *XXXIII*) beide Recensionen in der selben Reihenfolge auf und ließ unmittelbar darauf die schöne Anzeige von Arnim und Brentano's «Wunderhorn» (ebenfalls aus der Jenaischen Litteraturzeitung, aber von 1806) folgen. Die andern Recensionen aus dem Jahrgang 1805 stellte Goethe absichtlich erst hinterher.

(4.) Es hilft sunst nix, es mouß doch g'schög'n,
Der Moh mouß doch begrob'n sei.
Die Frau sagt endli doch: Meintwög'n,
J keih'r tägli ba ihn ei.
A Grob, des ihnen g'wöst is eig'n,
A Fenster on der Seit'n droh,
A Stöig'n, daß mer noh koh steig'n, —
Und öiz, dau unt'n ligt der Moh.

Am nächsten Tage geht sie hinaus.

Dan nehmt mer miet a Bouch zon Lös'n,
A Glos, a Wasser und an Kroug,
A klana Bänk zon Niedersetz'n,
Zwa Löichter und an Feuerzeug . . .

Die Mad haut g'fraugt, wöi lang daß s' bleibt?
Sie kumma doch z' Nachts hamm zon Ess'n?
«Na, wenn der Wächter elfa schreit,
So könnt 'r a Latern bringa.
Jhr dörft ner sachti klopf'n oh;
Will schaua, ob i mi koh zwinga,
Und ob i wider hammgöih koh.»

So gehts einige Tage; oft bleibt sie bis Mitternacht im Grabe; da sieht eines Nachts ein Soldat, der in der Nähe am Galgen Wacht hält, das Licht, geht darauf los, öffnet das Fenster, fragt, wer da sei, er habe sich verirrt. Sie weist ihn auf die Straße.

«Ja, sagt er, um des Himm'ls will'n,
Wos mach'n denn dauin nau Sie?»
«Dauin will i mein Jammer still'n;
Senn S' ner so gout, verlauß'n S' mi.»

Da alle Tröstung vergeblich, wünscht er angenehme Ruhe und geht ab. Am andern Abend tauscht er die Wache mit dem, der sie halten sollte, und klopft wieder an und wird diesmal eingelassen, und schließlich

(19.) Er dörf s' öiz b'souch'n, wenn's 'n g'fällt;
Es wörd scho wos in's Grab mitg'numma,
Wos z' ess'n und wos z' trink'n b'stellt.

Und so tröstet er mehrere Abende; da findet er einmal bei der Rückkehr den Dieb nicht mehr, verzweifelt, will desertiren. Sie: obs nicht mit Geld gutzumachen sei? Nein. Sie sinnen hin und her. Endlich:

(26.) Oft, wou mer koh kan Rauth nit finna,
Und wou mer glabt, es git goar kan,
Dau lauß mer ner die Weiber b'sinne,
Wenn s' woll'n, finna s' sicher an.
Sie sagt: Wenn alli Mitt'l z'rinna, —
Es kummt mi freili sauer oh, —
So nehmt mer halt mein Moh dauinna,
Und henk'n halt öiz den g'schwink droh.

(27.) «Madam, dös thöt'n Sie meintwög'n?
Für mich und für mei Löb'n dau?»
«Es hilft sunst nix; wos mouß jo g'schög'n,
Denn sunst vergeiht die Zeit dernau.
Oiz fass'n S' 'n halt oh ban Föiß'n,
Und zöig 'na saber raus zon Soarg. —
Wenn freili, der daß lebt, möißt' böiß'n,
Und henk'n lauß'n, dös wär' oarg.

Er: Der Mann habe aber nichts an, und müsse grade so aussehen wie der Dieb. Sie: Was er denn für Kleider angehabt? Daheim habe sie noch viele.

(29.) «Er haut halt schwarzi Hus'n g'hatt'n,
An blaub'n Kuk, fast völli neu.»
«Dös hob' i von mein löib'n Gatt'n,
Und will ah alles schaff'n glei;
Ner, daß mer g'schwink in's Haus hamm kumma,
Dös treff' mer nau scho alles oh.»

Sie kleiden den Todten an und schleppen ihn zum Galgen, da legt er ihn plötzlich nieder:

(32.) «Grod hob' i's Best vergess'n möiß'n:
Sie hob'n jo kan Striek nit miet!»
Thout s' halt a Strumpfband roh von Föiß'n,
Des ander ah; ans langt jo niet.

Er legt die Schlinge um den Nagel.

(34.) Oiz thout er'n aff die Lattern zöig'n, —
Er mog öiz leicht sei oder schwer, —
Und sie thout unt'n treuli schöib'n,
Su weit halt, als s' koh langa ner;
Er hebt 'n mit der Schlinga nüber:
«No, sagt er, su, — öiz henkt er dau.»
«So is doch dös öiz ah verüber, —
Sagt sie ganz leis, — öiz bin i frauh!»

(35.) Wörd doch ka Mensch döi Frau nit schönd'n?
Wenn döi ka röcht's gout's Herz hätt' g'hat!
Dös Unglück, des s' dau oh thout wend'n,
Haut doch den taudt'n Moh nix g'schad't.

Wos wär' dös für a Resinöiern!
  Wos häit'n dau die Leut' nit g'sagt!
Und möißt' den neua ah verlöiern! —
  I denk', sie haut's scho röcht su g'macht.

(36.) Und wos si sunst no zou haut trog'n,
  Dau waß i weiter nix dervoh;
I mog nix schreib'n, mog nix sog'n,
  Wos i nicht röcht g'wieß wiss'n koh.
Su hob' i 's in zwa Böichern g'lös'n,
  Und af wos Druckts verlauß' i mi;
So is jo Alles wauh'r g'wös'n,
  I hob' ka Wurt derzou g'macht, ih.

In der Entschuldigung der Handlungsweise der Wittwe finden wir den ehrsamen Nürnberger Flaschner(Klempner=)meister also mit Heinse und Lessing den dritten im Bunde bildend.

In durchaus eigenthümlicher Weise hat Clemens Brentano das Sujet behandelt in seiner Ballade «des todten Bräutigams Lied». Daß ihm irgend ein Volkslied dabei vorgelegen, ist nicht unwahrscheinlich, jedenfalls hat er ein Volkslied daraus gemacht, welches recht gut in «des Knaben Wunderhorn» hätte stehen können. Die Abfassung fällt in Brentano's früheste Zeit, und nur hieraus ist die etwas sehr laxe Moral zu erklären. Wäre er schon der Dichter der «Romanzen vom Rosenkranz» oder der «Geschichte vom braven Casperl und dem schönen Annerl» gewesen, so würde er auch dies unser Sujet tragisch aufgefaßt und behandelt haben. Denn das Verhältniß von Schuld und Buße ist ja das eigentliche Thema von allen Dichtungen des Clemens Brentano. Es tritt auch in seinem «Lied des todten Bräutigams» hervor, nur daß die Buße hier, — die treulose Heldin heirathet einen armen Mann, — eine

niedere weltliche ist, während der Dichter später der höheren, christlichen Sündentilgung allein zu ihrem Recht verholfen haben würde.

August Klingemann schrieb 1817 «Die Wittwe von Ephesus. Lustspiel in 1 Akt und in Versen» und da er Direktor des Braunschweiger Hoftheaters war, so spricht die Vermuthung dafür, daß sein Stück auch aufgeführt sein wird. Ich habe es nicht gesehen.

Die letzte, mir bekannte Bearbeitung des Stoffes rührt von dem zum Deutschen gewordenen Franzosen Adalbert von Chamisso her, dem Dichter von «Schloß Boncourt»*). Sein «Lied von der Weibertreue» (Gedichte. Zweite Auflage. Leipzig 1834. S. 208—214) kündigt sich gleich mit dem Motto aus La Fontaine's Matrone d'Ephèse als eine Nachahmung derselben an, doch sind auch einige Züge aus den deutschen Sieben Meistern hinübergenommen. In der ersten Hälfte der 21 Strophen langen Ballade ist der Hunger der Wittwe und ihrer Amme das Hauptmotiv: dreizehn Mal kehrt der Refrain wieder:

Es plagt sie sehr der Hunger.

Der Humor kann freilich auch das materiellste Ingrediens zu sublimer Wirkung verwenden, aber bei dem Verfasser von «Peter Schlemihls wundersamer Geschichte» ist der Humor diesmal leider ausgeblieben.

Nachdem der Hunger endlich gestillt ist, bekommen wir in der zweiten Hälfte des Poems zehn Mal den Refrain zu hören

Du lieber, lieber Landsknecht.

Die Schlußstrophe lautet:

*) Beiläufig sei erwähnt, daß Chamisso dies schöne Gedicht 1827 deutsch gedichtet und erst 1829 von demselben eine französische Uebersetzung im Versmaaß des Originals gemacht hat. Die letztere ist zuerst gedruckt nach des Dichters Tode († 1838) in Chateaubriand's *Mémoires d'outre-tombe. Paris 1849-1850 (tome XI.)* Diese Thatsachen sind durch einen Sohn des Dichters, auf Grund der Originalmanuskripte, festgestellt (in der Berliner Vossischen Zeitung von 1879).

So schleifen hinaus ihn alle drei
Und hängen ihn an den Galgen frei;
Und streift nun der Wind die Haide entlang,
So geben die Knochen gar guten Klang
Zum Lied von der Weibertreue.

Die ganze Behandlung des Süjets hat, auch sprachlich, etwas gradezu Rohes. Wenn Chamisso in den Terzinen «Eine Sage von Alexandern» singt:

«Hat Menzel mir den Lorbeerkranz gewoben»

so war der letztere für diese Leistung sicher nicht geflochten.

## § 13.

HABEN wir soeben die nur durch wenige Oasen unterbrochenen dürren Wüstenpfade verfolgt, auf denen unsre Novelle in den letzten Jahrhunderten, seit dem trefflichen Hans von Bühel, im Reiche der deutschen Kunstdichtung ihre Wanderung fortgesetzt hat: so erblicken wir auf einmal, freudig überrascht, ihre von unsterblicher Jugend strahlende Gestalt in dem von den Brüdern Grimm uns wieder erschlossenen Märchenwalde der Volkspoesie.

Denn die echte, die ungeschriebene Volkspoesie läuft noch immer neben ihrer akademischen Halbschwester her, wie einst die süßesten Melodien und Worte des deutschen Volksliedes die fade, zopfige, prosaisch bürgerliche Meistersängerei akkompagnirten.

Die Geschichte von der treulosen Wittwe ist im deutschen Thierepos wiederholt worden.

In den «Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm» gehört nämlich das 38te im *I.* Bande*) ganz offenbar zu unserm Novellenkreise. Es ist überschrieben

Die Hochzeit der Frau Füchsin.

Grimm's theilen hier zwei Versionen mit. In der ersten stellt sich ein alter Fuchs scheintodt, weil er glaubte seine Frau sei ihm nicht treu. Alsbald melden sich die Freier, welche von der Magd Jungfer Katze empfangen werden. Auf deren Meldung bei der Frau Füchsin werden indeß alle abgewiesen, bis der rechte, nämlich einer mit neun Schwänzen, wie ihr Verstorbner, kommt. Als die Wittwe das hörte, sprach sie voll Freuden zur Katze:

Nun macht mir Thor und Thüre auf
Und kehrt den alten Herrn Fuchs hinaus.

Der regte sich aber, als eben die Hochzeit gefeiert werden sollte, unter der Bank, prügelt das ganze Gesindel durch und jagt es sammt seiner Frau zum Haus hinaus.

In der zweiten Version ist der Fuchs wirklich gestorben. Als Freier kommen Wolf, Hund, Hirsch, Hase, Bär und alle Waldthiere, denen jedoch immer eine von den guten Eigenschaften des alten Fuchses fehlt. Endlich aber kommt ein junger Fuchs, der rothe Höslein und ein Spitzmäulchen wie der alte hat. Da heißt es:

*) Seite 240—243 der «Fünften stark vermehrten und verbesserten Auflage» (Göttingen, Dieterichsche Buchhandlung, 1843). Ich citire diese, weil ich in ihr die Märchen zuerst kennen lernte. Der erste Band der ersten Auflage erschien Berlin 1812, der zweite Band Berlin 1814. Die zweite Auflage in drei Bänden Berlin 1819—1822. Die 3te Auflage 1837, die 4te Auflage 1841. Die «6te vermehrte und verbesserte Auflage» Göttingen 1850. Bei Lebzeiten der Brüder erschien das Werk dann nur noch einmal: «Siebente Auflage» Göttingen 1857 (2 Bände, wie die vorhergehenden). Vor dem dritten, die litterarischen Nachweisungen enthaltenden Bande ist die Ausgabe letzter Hand die 3te Auflage, Göttingen 1856.

Katze, kehr die Stube aus
Und schmeiß den alten Fuchs zum Fenster hinaus.
Bracht' so manche dicke fette Maus,
Fraß sie immer alleine,
Gab mir aber keine.

Schluß und lustige Hochzeit.

Wilhelm Grimm hat hiezu angemerkt, dieses Märchen werde vielfach in Hessen und in den Maingegenden erzählt. Der alte Fuchs sei in manchen Versionen nur scheintodt, wie im altfranzösischen Gedicht. (a. a. O. *III*, 67 der dritten Auflage).

Im altfranzösischen *Roman du Renart* hat übrigens die betreffende Erzählung eine weitere Aehnlichkeit mit dem Grimm'schen Märchen nicht. Renart stellt sich todt, um seinen Feinden und der Bestrafung am Hofe König Nobel's zu entgehen. (*Les Romans du Renart. Par A. Rothe.* [*Paris* 1845] *p.* 253—256).

In Hannover ist dieses Märchen von einem Löwen zu Anfang dieses Jahrhunderts auch noch erzählt worden, und erinnerte sich der verehrte Litteraturfreund, dem ich diese Notiz verdanke, namentlich des in der Jugend gehörten Verses:

Schmeißt den alten Herrn Löwen zum Fenster hinaus.

Von einer Katze wird es in Rostock erzählt. Die Jungfer der Katze heißt hier Dörth (Abkürzung für Dorothea).

Als endlich der richtige Kater kommt, ruft die Wittwe Katze:
— Dörth! Dörth!
— Fru Katt?
— Dirn, kumm rin! Smît aas ävern Tûn!
(Schmeiß den Leichnam des alten Katers übern Zaun!)

Eine fernere Variante des Märchens hat Klee in der «Germania» (*XXIX*, 253—255) mitgetheilt.

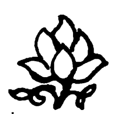
Es ist erstaunlich, wie rein sich in diesen lebendigen Volksüberlieferungen der uralte indische Geist erhalten hat! In der ersten Grimm'schen Version, die ich für die ursprünglichere halte, welche frappante Aehnlichkeit mit unsrer indisch-chinesischen Novelle!

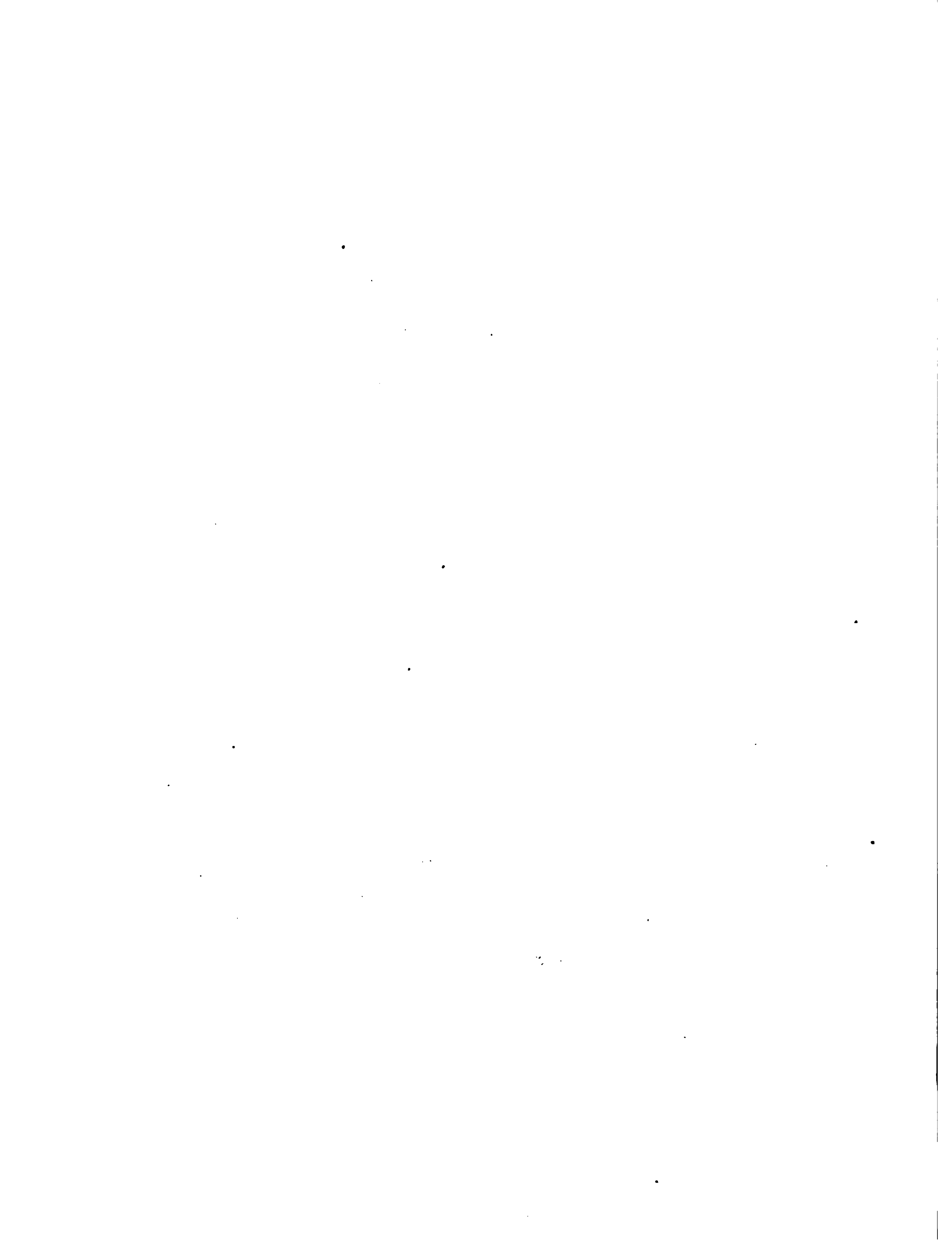
Wir haben im humoristischen Thierepos das Satyrspiel zu jener tiefen socialen Tragödie; der heitere, freie Volksgeist setzte die Prügel an die Stelle des hochtragischen Schlusses der chinesisch-indischen Märe.

Von keinem klassischen Gedanken ist diese harzduftige Waldpoesie angekränkelt. Sie ist ganz direkt vom Indus zum Abendlande gewandert. Sie muß älter sein als das Buch von den *Septem Sapientes*. Sie ist immer im geheimen nebenher gegangen, neben jenen rauschenderen Dichtungen der Trouvère und Minnesinger. Wie ein Veilchen blühte diese lange übersehene poetische Blume neben den stolzen prunkenden Lilien und Rosen. —

Wie wunderbar ist es aber, daß jene Novelle, welche wir als eine der frühesten Geburten des sinnenden Volksgeistes erkannten, noch heute auf unerklärliche Weise im Munde des Volkes fortlebt!

Das ist die Unzerstörbarkeit der künstlerischen Ideen, die geheimnißvolle Kontinuität alles geistigen Lebens. Wie die Herzen zweier Liebenden, die durch Berge, Ströme und Meere getrennt sind, so verstehen und finden sich wieder, auch durch die Ferne der Jahrtausende, die verwandten Geister der Litteraturen. Denn sie sind im Grunde eins.





# Anhang.

*I.* Die 1. Ausgabe der vorliegenden Schrift eröffnete mit eine größtentheils aus dem Büchlein ,Die treulose Wittwe' (Wien 1872) herübergenommenen aphoristischen Skizze der Nationalen Anschauungen von Ehe und Wittwenstand im Spiegel der Litteratur. Da diese Ausführungen eine Einleitung zu der ,Wanderung der Novelle' nicht bilden, habe ich sie jetzt in den Anhang verwiesen. Sie erscheinen hier (bis auf einige Verbesserungen und Zusätze) so wie sie ursprünglich abgefaßt waren: das «gegenwärtig» in der Note auf Seite 142 bedeutet also 1872.

*II.* Die Notiz über die Balzac'sche Novelle war zuerst abgedruckt in den Neuen Monatsheften für Dichtkunst und Kritik. Zweiter Band, Seite 451 f. (Berlin 1875.)



# I.

# Nationale Anschauungen von Ehe und Wittwenstand im Spiegel der Litteratur

o

DAS Gefühl für den socialen Werth und die moralische Bedeutsamkeit der Ehe, für die Innigkeit und Unverletzlichkeit des Ehebandes ist bei den verschiedenen Nationen in sehr verschiedener Stärke ausgebildet. Die Treue bis in den Tod, welche sich die jungen Gatten zuschwören, ist nicht überall gleich verstanden und bewahrt worden.

Kein Volk hat die Idee der ehelichen Treue tiefer gefühlt, konsequenter durchdacht und zugleich praktisch verwirklicht als das indische. Bei ihm war die Treue bis in den Tod kein leeres Wort, denn die Gattin folgte dem Gatten in den Tod. Aus dem flammenden Scheiterhaufen, auf dem die Wittwe sich freudig neben den Leichnam ihres Gatten bettete, erhebt sich wie ein Phönix die unsterbliche Idee der Ehe.

Wenn das Liebste von uns genommen ist, so verschmäht die Seele Speise und Trank: dieses natürliche Gefühl trieben die tiefen, leidenschaftlichen Inder zu seiner höchsten Konsequenz und es ergab sich der Tod der Frau mit dem Geliebten. Nicht auch umgekehrt des Mannes mit der Gattin. Denn die Frau geht ganz auf in der Liebe und Ehe, es ist ihre einzige Bestimmung; der Mann soll auch den größten Schmerz des Lebens überwinden, um sein Dasein in Krieg, Wissenschaft und Kunst würdig zu Ende zu leben. Die Wittwe, zumal wenn sie keine Kinder zu erziehen hat, ist nutz- und zwecklos auf der Welt. Aber nur die edelsten Naturen sind solch völliger Selbstaufopferung fähig, die gemeineren Kinder dieser Erde fangen am dritten Tage wieder zu essen an und spätestens übers Jahr schwören sie einem andern die selbe ewige Treue, die sie einst dem Todten geschworen. Die Inder sorgten indeß dafür, daß diese niedrigere Gesinnung wenigstens nicht die Idee der Ehe selbst beflecke: das Gesetz verbot den Wittwen wieder zu heirathen. Diese Gesetze des Manu befehlen der Frau, welche durch den Tod ihres Gatten beraubt ist, keinen neuen Ehebund einzugehen. Der Wittwe, welche diese Satzung überschreitet, wird Unheil in diesem Leben prophezeit und sie soll ausgeschlossen sein von dem Sitz im Himmel neben ihrem vorangegangenen Gatten.

(*The ordinances of Menu. Verbally translated by Sir William Jones.* [*Calcutta & London 1796*] *p. 143.*)

Während die Selbstverbrennung in dem Gesetzbuch des Manu nicht geboten wird, heißt es dagegen in einem Purâna: Da sagte Krischna: «Ich will Euch das höchste Gesetz in Betreff der Ehefrauen bekannt machen. Es geziemt sich, daß eine Frau ihrem Manne in den Tod folge. Solch eine treue Gattin wird mit ihrem Gatten in die Gefilde der Wahrheit eingehen. Denn der Gatte verhält sich zu seinem Weibe wie der Ganga zu den Strömen, wie das höchste Brahm zu den Heiligen.» (*Asiatic Journal, Octob. 1817.*)

Im Mahabharata streiten sich bei dem Tode des Vaters der Pandavas seine beiden Frauen Kunti und Madri um die Ehre, mit dem Todten den Scheiterhaufen zu theilen. Madri, welche der Verstorbene am meisten geliebt, trägt den Sieg davon und empfiehlt sterbend ihre Kinder an ihre Nebenbuhlerin.

«Eine Gattin, die früher stirbt, erwartet den Gatten jenseits; einem Gatten, der früher stirbt, folgt eine treue Gattin auf dem Fuße nach.» (Mahabharata, *I*, 3033: Böhtlingk, Indische Sprüche, Zweiter Theil, S. 417 der 2. Auflage.)

Die Selbstverbrennung der Wittwen, wenn sie auch freiwillig war, wurde so zur religiösen Pflicht, deren Nichterfüllung von der öffentlichen Meinung gestraft wurde. Hingegen «hieß die Frau, die sich mit verbrennen ließ, Sati, die Gute. In der kurzen Zeit zwischen ihrem Entschluß und dessen Ausführung wurde sie auf das höchste gefeiert. Ihrer ganzen Familie brachte sie Ehre.» (Theodor Benfey, Indien, in Ersch und Grubers Encyclopädie, 1840.)

Und noch mehr!

Ein Weib, das in sieben Leben hinter einander freiwillig auf dem Scheiterhaufen des Gatten starb, erlangt die höchste Belohnung, nämlich die, nicht wiedergeboren zu werden. (Arthur Schopenhauer, W. a. W. u. V. *I*, 421 der 3. Auflage, und Köppen's Anerkennung Schopenhauers als Indologen in der «Religion des Buddha» S. 213.)

Immerhin wurde im Laufe der Zeit die Selbstverbrennung der indischen Wittwen seltener. Wir können hierauf bereits aus einer Stelle des «Kalilag und Damnag» schließen: «Der König sprach: Ich kann keine finden, die der Mutter Ganpar's zu vergleichen wäre. Bilar antwortete: Vier Dinge sind schwer aufzufinden. Erstens: Eine Wittwe, die an ihrem ersten Mann genug hat.» (Kalilag und Damnag. Eine alte syrische Uebersetzung des indischen Fürstenspiegels. Herausgegeben von Theodor Benfey und Gustav Bickel. [Leipzig 1876] S. 108.) Der indische Fürstenspiegel, das Pantschatantra, ist, nach Benfey, nicht vor dem 2. Jahrhundert v. Chr. und nicht nach dem 6. Jahrhundert n. Chr. entstanden. Im 6. Jahrhundert wurde das indische Werk in das Altpersische (Pehlewi) übertragen, und die obige syrische Uebersetzung beruht auf der letzteren und ist wahrscheinlich auch noch im 6. Jahrhundert gemacht. (Vgl. auch Schiefner in *Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg* [*1875*] *VII^e série, tome XXII n^o 7.*).

Die Engländer hoben nicht nur das Gesetz Manu's auf, sondern verboten auch die Satis, was zu den Anlässen des Aufstandes von 1857 gerechnet wurde. (J. v. Döllinger, Vortrag über Garcin de Tassy und Indien in der Festsitzung der K. Bayerischen Akademie der Wissenschaften vom 28. März 1879.)

Eine der indischen nahe kommende Heilighaltung der Ehe und der Familienbande tritt uns auch bei ihren östlichen, nicht stammverwandten Nachbarn, den Chinesen, entgegen. In der chinesischen Novelle von der treulosen Wittwe sagt die Heldin: «Ich habe die Gebräuche studirt und kenne sie: einem Gatten sollst du folgen und nicht mehr.» Diese Novelle gibt sich, trotz weltweiter Verschiedenheit, doch als zu der Klasse gehörig zu erkennen, welche man heutzutage als Ehebruchsromane zu bezeichnen und zu verurtheilen liebt. Mir scheinen zu jenen Novellen, in denen die Herzensgeschichte bis zur Ehe geführt wird und in dieser ihren alles versöhnenden Schluß findet, die Romane das ganz nothwendige Komplement zu bilden, welche erzählen, was denn nun aus jenen glücklich verheiratheten Paaren wird; welche die neuen Irrungen, Leidenschaften, Kämpfe und Siege schildern, die da erst anheben, wo jene ersten Geschichten befriedigt schließen: erst aus beiden Novellenarten zusammen kann ein vollständiges Weltbild entstehen.

So gewiß aber die Ehe die moralische Grundlage der Gesellschaft ist, so wird der tiefere ethische Geist auch in diesen Ehebruchsromanen der heiligen Idee der Ehe am Ende zum Triumphe verhelfen; ja, er wird die Feder zu seinem Werke nur deshalb ansetzen, um, indem er die Irrwege beleuchtet, den Königspfad der Tugend zu weisen, wie es denn den chinesischen Novellisten im Eingange ausdrücklich zu sagen drängt: «Ich will die Geschichte erzählen, aber nicht um Uneinigkeit zwischen Gatten und Gattin zu stiften, sondern um die Menschen anzuleiten, zwischen Weisheit und Unweisheit zu unterscheiden..... Denn ein reiner, stiller Gedanke trägt den Sieg über das schlammige Leben davon.» (Siehe meine oben (S. 20) angeführte Uebersetzung dieser Novelle.)

Die indische Wittwenverbrennung finden wir dagegen bei den Chinesen nicht, sie begegnet uns aber wieder bei einem Volke, welches auch sonst seine Abkunft von den Indern nicht verleugnet, bei den Germanen. Den Römer Tacitus verwundert es aufs höchste, welche Stellung die Frau bei den Deutschen einnahm. Etwas Heiliges und Ahnungsvolles, Weissagendes sahen die Deutschen im Weibe und sie horchten auf ihren Rath und ihre Aussprüche. (*Inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant nec aut consilia earum aspernantur aut responsa negligunt. Germania c. 8.*). Der sittenlosen Hauptstadt hält er daher das Bild der germanischen Ehen warnend und strafend vor. Dort, sagt er, wird der Ehebund unverbrüchlich streng gehalten. (*Severa illic matrimonia. c. 18 l. c.*) Nur die Jungfrauen heirathen, also nicht die Wittwen und noch weniger die geschiedenen, wegen eines Fehltritts verstoßenen Frauen, die weder durch Jugend, noch Schönheit, noch Reichthum einen Mann bekämen. «Denn niemand hat dort für die Schande nur ein Lächeln und zum Laster verführen und sich verführen lassen ist dort nicht als Parole des Jahrhunderts ausgegeben.» (*Nemo illic vitia ridet nec corrumpere et corrumpi saeculum vocatur. c. 19 l. c.*) «Nur einmal spricht die Frau das Ehegelübde aus und empfängt nur Einen Mann, wie sie nur Einen Körper und nur Ein Leben empfing.» (*Cum voto uxoris semel transigitur: sic unum accipiunt maritum quomodo unum corpus unamque vitam. l. c.*) Tacitus betont ausdrücklich die Idee der Ehe als Verbindung für Tod und Leben: *sic vivendum, sic pereundum.* Die Frau folgt dem Manne in die Schlacht und also in den Tod.

Das freiwillige Sterben der Frau mit dem Gatten hat die germanische Göttermythe in leuchtenden Symbolen dargestellt. «Die Walküre wandelt sich, sobald die geläuterte Empfin-

dung des Menschen nach inhalts- und seelenvolleren Göttern verlangt, in eine himmlische Schildjungfrau um, die nicht blos im Himmel mit den Thursen und Riesen zwecklos kämpft, sondern die sich unter den Helden des Landes einen Freund erwählet, ihn als Schutzgeist in allen Gefahren umschwebt und in seiner letzten unabwendbaren Noth, auf ihre eigene Unsterblichkeit verzichtend, selber den Tod mit ihm theilt. Das Germanenweib, das beim Ehebündniß das Gelübde eingeht mit ihrem Manne zu leben und zu sterben, hatte sich in diesem eben entworfenen Bilde der himmlischen Schildjungfrauen selbst abgezeichnet.» (Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. [Berlin 1867] *II*, 290.)

So will Brunhild, sich auch als Gattin des getödteten Sigfried fühlend, der er vor Gudrun Treue geschworen und den sie ewig geliebt, auf Einem Scheiterhaufen mit ihm verbrannt werden und in dem selben Grabe mit ihm ruhen.

Bitten will ich Dich eine Bitte,
Es sei auf der Welt die letzte Bitte:
Auf der einen Seite brennt mir den hunischen König,
Dem König zur andern sollt ihr mir brennen
Meine Diener mit Goldbändern geschmückt,
Zwei zu Füßen, zwei zu Häupten,
Zwei Hunde und zwei Habichte —
Dann ist alles getheilt nach Gleichheit.

(Sigurdurs Lied: Lieder der alten Edda, herausgegeben durch die Brüder Grimm. [Berlin 1815] S. 271 f.)

Und von Sigfrieds Gattin sagt sie:

Ziemender wär's daß Gudrun unsre Schwester
Ihrem todten Gatten folge im Tode,
Wenn man ihr gäbe den Rath Guter,
Oder sie hätte ein Herz dem meinigen gleich.

Die merkwürdigste Uebereinstimmung aber der ältesten deutschen, durch Island uns geretteten Heldensage mit dem indischen Mythos finden wir in dem selben Liede Str. 43 (a. a. O. S. 263):

Gunnar (Gunther) und die Seinen wollen Brynhildur abbringen von ihrem Entschluß, den langen (Todes-) Gang anzutreten.

Darauf Haugni die Antwort gab:
N i e m a n d  s o l l  s i e  a b h a l t e n  v o m  l a n g e n  G a n g e,
D a  w o  s i e  w i e d e r g e b o r e n  n i m m e r  w e r d e.

Tacitus weiß von der Selbstverbrennung der Wittwen nichts mehr, aber die Opferung des Pferdes erwähnt er ausdrücklich. (*Struem rogi nec vestibus nec odoribus cumulant: sua cuique arma quorundam igni et e q u u s adjicitur . . . Lamenta ac lacrimas cito, dolorem et tristitiam tarde ponunt; feminis lugere honestum est, viris meminisse* (*c. 27. l. c.*). Die Pferde und Hunde empfinden ja in der That den Tod ihres geliebten Eigners. Als Gudrun Hagen frägt, warum Sigfried auf seinem Zelter Grani dem Zuge nicht voran reite, antwortet jener:

Wir haben Sigurdur durchhaun mit dem Schwerte,
Den Kopf hängt das Grauroß aus Gram um den Todten.

(Zweites Lied von Brynhildur a. a. O. S. 223.)

Und wenn auch nicht von Rossen, so ist es doch von Hunden beglaubigt, daß sie aus Gram um ihren verstorbenen Herrn freiwillig sich zu Tode hungerten. Zweck- und nutzlos scheinen sie sich auf der Welt, wenn die geliebte Stimme des Herrn sie nicht mehr ruft.

Rührend erzählt die Legende von jenem Hündlein, welches den zum Tode geweihten sieben Christenbrüdern in die Höhle folgte, die die Heiden hinter ihnen vermauerten. Das Hündlein der Sieben Schläfer wird noch heute in der russischen Kirche verehrt; wie der Hund Kitmir bei den Mohamedanern.

«Um des Paradieses Weiten
Im Genusse zu durchschreiten . .
Ja, das Hündlein gar, das treue,
Darf die Herren hinbegleiten.»

Wie viel mehr aber als Hund und Roß gehört die Gattin dem Gatten an! Wie möchte sie sich einem andern, ja überhaupt nur der Welt und dem Leben wieder zuwenden und hingeben! Wie möchte sie zurückbleiben wenn der Gatte in das unbekannte Land gegangen, von wo kein Wandrer wiederkehrt, wenn der Tod die Höhle hinter ihm vermauert! Mit dem Tode des Geliebten muß sie der reinen und strengen Idee nach selbst zu leben aufhören.

Länger als bei den Germanen scheint sich die Verbrennung der Wittwen mit dem Gatten bei den Russen erhalten zu haben. Ralston in seinem Buche *The Songs of the Russian people* (*London 1872*) führt von *p.* 309—345 Todtenlieder auf, die bei der ehemaligen Selbstverbrennung der Wittwen gesungen wurden.

Zu erinnern haben wir uns dabei der Nachricht des Herodot über die Begräbnißfeier bei den skythischen Königen. Im vierten Buche berichtet der Vater der Geschichte, daß der kolossale Grabhügel, welcher über der balsamirten Königsleiche aufgeführt wurde, mit aufnahm «eine seiner Frauen, den Mundschenk, den Koch, den Vorsteher des Marstalles, den Botenmeister, sodann die Leibpferde, das Köstlichste aller seiner übrigen Habe, ja sogar die goldenen Phiolen.» Aus den in Skythengräbern des südlichen Rußlands aufgefundenen Bildwerken ergiebt sich, daß die Skythen Arier und keine Mongolen waren.

Mit dem von Herodot beschriebenen Brauche stimmt wunderbar das Begräbniß Sigfrieds mit Brunhilde:

Umschließe das Grab mit Zelten und Schilden,
Todtenkleidern, blutbespritzten, und der Leichen Menge.
Nicht soll unsre Fahrt ärmlich sein:
Es folgen fünf Mägde,
Acht Diener guter Art,
Mein Pfleger und Erbdienerschaft,
Welche Budli gab seinem Kinde.

(A. a. O. S. 271—275.)

Noch im Jahre 921 unsrer Zeitrechnung erzählt Ibn Fadhlan, der damals arabischer Gesandter bei den Wolga-Bulgaren war, von dem Leichenbegängniß eines Häuptlings der Rhos (Russen), der auf seinem Schiffe zugleich mit seiner Lieblingsfrau verbrannt wurde. Indessen

handelt es sich hier vielleicht um einen Wikinger-Fürsten, einen der von den Slaven aus Skandinavien herbeigerufenen Waräger. (Vgl. Thomsen, Ursprung des russischen Staats. Gotha 1879.)

Die semitischen Völker stehen auch in dieser Beziehung in einem ausgeprägten Gegensatz zu den Ariern. Bei den Juden heiratheten die Wittwen wieder, und die mosaische Satzung gebot sogar, daß der ledige Schwager seine verwittwete kinderlose Schwägerin heirathe. Die Heilighaltung der Ehe und des Familienlebens sind andrerseits schöne Charakterzüge des jüdischen Volkes, und auch im Talmud begegnen wir einer Anschauung über eheliche Treue voll erhabener Sittlichkeit. (Vgl. oben § 2). Die Ehebrecherin wurde gesteinigt, wie schon aus dem Ausspruch Christi hervorgeht: Wer unter Euch ohne Sünde ist werfe den ersten Stein auf sie!

Das Christenthum hat die semitische Grundanschauung beibehalten, wenn der Messias auch tiefsinnig die Sünde aus dem Reich der brutalen Thatsachen in dasjenige des Herzens verlegte: wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen (Matth. *V*, 27. 28). Der Apostel Paulus schreibt ausdrücklich an seine Korinthergemeinde: «Ich sage zwar den Ledigen und Wittwen, es ist ihnen gut, wenn sie auch bleiben wie ich. So sie sich aber nicht enthalten, so laß sie freien, es ist besser freien, denn Brunst leiden.» (Epistel an die Kor. *VII*, 8. 9.) Handelt es sich hier noch um eine Anbequemung an die menschliche Schwäche, so sagt der 1. Brief an Timotheus (*V*, 14) geradezu: «So will ich nun, daß die jungen Wittwen freien, Kinder zeugen und haushalten.»

Die zum Christenthum bekehrten Germanen nahmen zwar diese ethischen Vorstellungen auf, aber es wird nur der höheren indischen Ansicht von der ehelichen Treue, die bei ihnen sich unbewußt reiner und stärker erhielt, zuzuschreiben sein, daß sie, die «Inder des Abendlands», in einen ausgeprägten Gegensatz gegen die Italiener und Franzosen traten. Einen der einleuchtendsten historischen Gründe für deren Anschauung von der Ehe hat Jacob Burckhardt in seiner «Cultur der Renaissance in Italien» (Basel 1860, S. 440) angegeben, wo er von der italienischen und französischen Novellenmoral handelt. «Das Recht des Gemahls auf die Treue der Frau hat hier nicht denjenigen festen Boden, den es bei den Nordländern durch die Poesie und Leidenschaft der Werbung und des Brautstandes gewinnt; nach flüchtigster Bekanntschaft, unmittelbar aus dem elterlichen und klösterlichen Gewahrsam tritt die junge Frau in die Welt, und nun erst bildet sich ihre Individualität ungemein schnell aus. Hauptsächlich deshalb ist jenes Recht des Gatten nur ein sehr bedingtes . . bezieht sich nicht auf das Herz.»

Im scharfen Kontrast gegen jene beiden romanischen Nationen stehen dagegen die (in der That sehr stark mit gothischem Blut vermischten) Spanier. «*A Grenade, rendre des soins à une femme mariée semble tout à fait extraordinaire, et rien ne paraît plus simple que de faire la cour à une jeune fille. En France, c'est le contraire: jamais personne n'adresse un mot aux demoiselles; c'est ce qui rend les mariages si souvent malheureux. En Espagne, un* novio *voit sa* novia *deux ou trois fois par jour, parle avec elle sans témoins auriculaires, l'accompagne à la promenade, vient causer la nuit avec elle à travers les grilles du balcon ou de la fenêtre du rez-de-chaussée. Il a tout le temps de la connaître, d'étudier son caractère, et n'achète pas, comme on dit, chat en poche.*» (*Théophile Gautier, voyage en Espagne. Nouvelle édition, revue et corrigée* [*1845*] *p. 234. 235*). So bildet denn auch die Novellendichtung des größten spanischen Poeten das Gegenbild zu der italienischen und französischen. Was dem

naiven Boccaz und auch selbst dem freilich unendlich viel ernsteren Antoine de la Sale abgeht, das tiefe Gefühl für die Heiligkeit der Ehe und der Familienbande, dieser Grundlage eines gesunden politischen Lebens, — das spricht aus jeder Seite der Cervantes'schen Novellen. Keineswegs aber, daß er, der tiefe Kenner des menschlichen Lebens und seiner tausend Irr- und Abwege, diese mit falschem Idealismus verhüllt und seine Helden mit der langweiligen Glorie einer abstrakten Schönheit und Sittlichkeit umkleidet hätte; nein! seine Menschen sind alle dem wirklichen Leben entnommen und ihre Geschicke mit jenem fast herben Realismus geschildert, der die edleren Bilder der niederländischen Schule auszeichnet. Die Weltbedeutsamkeit dieser Bilder, die anschaulich symbolische Repräsentation der Ideen durch sie: das ist der Idealismus des Cervantes.

La Sale entwarf in den *XV joies* mit feinster Kenntniß und rücksichtslosester Kühnheit das Schatten- und Nachtbild der Ehe, wie es ihm bei seinen Landsleuten entgegengetreten war, er schrieb ein Martyrologium der Ehemänner; unvergeßlich prägt sich dem Gemüth des Lesers der düsterpoetische Refrain seiner *XV* Kapitel ein: *ainsi est entré dans la nasse et y demoura toujours et finira miserablement ses jours.* (*Les quinze joies de mariage* | *Nouvelle édition* | *conforme au manuscrit de la bibliothèque publique de Rouen* | *Paris, P. Jannet, 1853.*) Seine auf Anregung des Boccacischen Decameron entstandenen *C nouvelles nouvelles* sind eine ergänzende Mustersammlung angewandter Fälle zu jenem hohen Liede der Fünfzehn Freuden, sie erzählen uns die tausend Capriccios, Launen, Tollheiten, Verbrechen, Schwänke, Leiden und Verzweiflungen der ehelichen und ehebrecherischen Liebe. Eine der schönsten Novellen daraus — die vom Prokurator — hat Goethe (1795) unserer Sprache angeeignet, wie er später auch jene köstliche Sittenstudie Diderot's, *Le neveu de Rameau*, durch seine Uebersetzung für die Litteratur rettete.

Cervantes auf der andren Seite lädt uns gleichsam zur Hochzeit eines durch das Leben gereiften Paares ein: ein so warmer Sonnenschein ernstheitrer wirklicher Ehefreuden liegt über seinen glücklich Vereinten ausgebreitet. Er scheint über die brausenden Wasserfälle der Jugendleidenschaften hinaus, in vollem klaren Strome befriedigt dahinzufließen. Seine erhabene Sittlichkeit scheint von all den Leiden nichts zu wissen, welche nach dem glücklichen Schlusse der Ehe und der Novelle bei Antoine de la Sale erst anfangen. Oder vielmehr, er wußte es sehr gut, aber er wußte ebenso, daß es dennoch auf Erden auch wahrhaft reine und glückliche Ehen gebe, und es war sein Vorhaben, nur auf diese das Augenmerk seiner Darstellung zu richten, um seine Mitbürger durch die sanfte Ueberredung der Kunst zu diesem Ziele hinzuleiten. Daß dies seine Absicht war, spricht er, ganz wie der chinesische Novellist, ausdrücklich im Vorwort der *Novelas ejemplares* aus.

Aber die Vollständigkeit der Dichtung, dieses Spiegels der Welt, will, daß neben dem Cervantes auch Boccaz und La Sale ihr Recht und ihren Ehrenplatz finden.*)

*) Eine getreue Uebersetzung der *XV joyes de Mariage*, die erste deutsche, mit einem gelehrten, reichhaltigen Commentar, — ein treffliches Pendant zu dem vielbewunderten, alle den La Sale weit überbietenden Skabrositäten des Originals wiedergebenden Regis'schen Rabelais — wollte im Februar 1872 zu Berlin erscheinen, als die Preßpolizei die Auflage saisiren ließ. Gegenwärtig werden die Kriminalrichter des Berliner Stadtgerichts über die Sittlichkeit des alten schönen naiven Buchs, dieses durch alle Jahrhunderte berühmten Meisterwerks, eines französischen Klassikers, befinden, der noch kurz zuvor erst von der deutschen Wissenschaft in einem ausgezeichneten Aufsatze glänzend gewürdigt war. (Von Ludwig Stern in Herrig's Archiv für neuere Sprachen *XLVI*, *p.* 113—218.)



Das gemeinsam Auszeichnende jener alter Romanciers ist aber der oben gedachten chinesischen Novelle eigen, der selbe treue künstlerische Realismus bis ins kleinste Detail der Dinge, der selbe keusche einfache Stil; mit dem Cervantes allein gemein ist ihr das innige Familien- und Pietätsgefühl, der hohe ethische Geist, der über dem Ganzen weht, aber doch den buddhistischen Inspirationen gemäß mehr eine Abwendung von dem Leben überhaupt predigt, während die Novellen des Cervantes ganz und voll diesem Leben angehören, und nur aus dem Don Quixote wie ein ferner, leiser, rührender Klang die Nichtigkeit aller menschlichen Bestrebungen, Leiden und Freuden heraustönt.

Der würdige Nachfolger des Cervantes in Deutschland ist Hans Jakob Christoff von Grimmelshausen, der im ‚Simplicissimus' den ersten deutschen socialen Roman schuf. Mehr als 200 Jahre vergingen, ehe der von ihm eröffnete Pfad wieder beschritten wurde und der Dichter des Werther den ‚Wilhelm Meister' und ‚die Wahlverwandtschaften' schrieb. Namentlich der letztere Roman liefert den schönsten Beweis, daß der hohe ethische Geist, der über der indisch-chinesischen (wie der mittelalterlich deutschen) Behandlung der Novelle von der treulosen Wittwe ruht, auch heute noch der unsre ist, noch heute ein Tacitus von uns sagen könnte: *severa illic matrimonia.*

Seit dem Zeitalter Goethe's ist es vor allen ein Schriftsteller, welcher, den La Sale und Cervantes wunderbar vereinend, begabt mit jener tiefen Intuition, welche in das Herz der Dinge, der Gesellschaft, des Herzens selber dringt, und zugleich erfüllt mit allem Wissen, das der menschliche Geist seit den Tagen jener beiden großen Romandichter ersonnen und gefunden — es ist Honoré de Balzac, welcher mit dem tiefen sittlichen Ernste des erhabenen Spaniers und zugleich das rücksichtslose Secirmesser des La Sale in der Hand die sociale Geschichte Frankreichs in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts schrieb. Konservativ, katholisch, ein Priester der Heiligkeit der Ehe und darum ihr Gegentheil in der Wirklichkeit mit den energischen Farben der Wahrheit in entsetzlicher Vielseitigkeit zeichnend, kurz, seiner Nation in der *Comédie humaine*, wie Dante in der *Divina Commedia*, ihr eigenes Bild vorhaltend — starb er am Ausgang des Julikönigthums, unter der Last der gigantischen Arbeit seines universellen Genies erliegend. Ihm zur Seite ging George Sand, aber dadurch so viel niedriger als jener stehend, daß sie fortgerissen von dem feurigen Strome ihrer Subjektivität das sociale Problem in weiblicher Einseitigkeit behandelte. George Sand ist ganz und gar ein umgekehrter La Sale, sie schrieb jenes Buch, welches La Sale am Ende der *XV joies* ankündigte: er erbiete sich künftig gegen die Ehemänner und zu Gunsten der Ehefrauen zu schreiben und die Leiden, Kränkungen und Unterdrückungen zu schildern, die die Schwachen von den Starken zu erdulden hätten. Er habe dazu noch reicheren Stoff als zu seinem ersten Werke. George Sand hat das gethan. Ihre Romane (mit Ausnahme von *La petite Fadette*, einem objektiven Meisterwerk) geben uns das Martyrologium der Ehefrauen.

Dann folgten die Romanciers des Empires: Flaubert, der Dichter der *Madame Bovary*, der geniale Geschichtschreiber der *Salammbô*, der physiologische Analytiker der *Education sentimentale*, der Oneiropompos des *Saint Antoine*; Gustave Droz, der liebenswürdige Fortsetzer der *Physiologie du mariage* (in *Mr, Mme et Bébé*); Murger, der Chronist des *Vie de Bohême*; Octave Feuillet, der den Typus des *Monsieur de Camors* schuf, wie Dumas Fils die Kameliendame — bis endlich Emile Zola in dem vielbändigen Roman *Les Rougon-Macquart*.

*Histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second empire* die ganze höllische Komödie des Kaiserreichs zusammenfaßte und bis zu dem Punkte führte, wo es von dem germanischen Anprall zertrümmert wurde: «*le dénoûment terrible et nécessaire de mon œuvre.*» (*La fortune des Rougon. Préface. Paris 1er juillet 1871.*)

Während dieser glänzenden Epoche des französischen Romans in Rußland die socialen Romane von Nikolas Gogol, Turgenieff, Dostojewsky und Graf Leon Tolstoy parallel gingen, schlug der Roman in England mit den drei großen Namen Walter Scott (1814: Waverley) Dickens (1837: Pickwick) und Thackeray (1847: Vanity Fair) eine divergirende Richtung ein, an die ich hier nur erinnert haben will.

In Amerika ist Bret Harte mit Recht berühmt geworden, seine hierher gehörige Meisternovelle ist: *The luck of Roaring Camp* [*1868*].

Im modernen Italien verdienen eine besondere Erwähnung die Novellen von Navarro della Miraglia (*Storielle siciliane. Catania 1885:* namentlich die Eingangsgeschichte «*Filosofia coniugale*».)

In Spanien nimmt den ersten Rang ein der Verfasser des ‚*Sombrero de tres picos*' (*Madrid 1874, 8. ed. 1885*) Don Pedro Antonio de Alarcon, von dem Lilli Lauser eine vorzügliche Uebersetzung «Ausgewählter Novellen» gegeben hat (Stuttgart 1878). Schon eins seiner frühesten Werke, die Ehebruchsgeschichte ‚*Buena Pesca*' (*Guadix 1854*) darf sich kühn den *Novelas ejemplares* an die Seite stellen. — Nicht minder ist mit hohem Lob zu erwähnen Don Juan Valera. Die Heldin seines Romans «*Pepita Jimenez*» (*Madrid 1874, 8. ed. 1884*) ist eine zwanzigjährige Wittwe, aber freilich hatte sie mit siebzehn Jahren einen achtzigjährigen Mann geheiratet. Wir dürfen sie daher mit den treulosen Wittwen nicht in eine Reihe stellen.

Auch das kräftig aufstrebende Volk der Rumänen hat einen Novellisten ersten Ranges in Joan Slavici aufzuweisen. Eine Anzahl seiner socialen Dorfnovellen hat Mite Kremnitz meisterhaft verdeutscht (Rumänische Skizzen. Bukarest 1877, und Neue rumänische Skizzen. Leipzig 1881).

Was endlich die neuere deutsche Romanlitteratur betrifft, so habe ich darüber Einiges in meinem Buche «Die deutsche Litteratur seit 1770» beigebracht, beabsichtige aber demnächst eine ausführliche Ergänzung zu demselben herauszugeben, worauf ich also hier im Voraus verweise.





## II.

# H. de Balzac's Novelle „La grande Bretèche“ und ihre orientalische Quelle.

o



N der von mir bekannt gemachten chinesischen Novelle von der treulosen Wittwe ist wohl eine der ergreifendsten Situationen die, wo die Heldin, das Beil in ihrer rechten Hand, die Lampe in der linken, zum Sarge ihres ersten Gatten schreitet, und dann, die Lampe zu Häupten des Sarges niedersetzend, die Aermel aufgestreift, die Zähne zusammenbeißend, mit beiden Händen die Waffe ergreift und auf den Sargdeckel niederfallen läßt, um den Todten ans Licht zu ziehen, damit er dem Lebenden diene. (Siehe oben S. 18).

Ein merkwürdiges Gegenstück zu diesem Theil der Novelle hat Honoré de Balzac in einer kleinen (in Deutschland — wie die Balzac'schen Meisterwerke überhaupt — wenig bekannten) Geschichte geliefert, welche er im Mai 1832 veröffentlichte (*Scènes de la vie privée. 2e édition. Tome III, p. 3 suiv.*), und der er später den Titel gab: *La grande Bretèche.*

Die Novelle wird von M. de Villaines der jungen Comtesse d'Esther erzählt:

Auf der Grande Bretèche empfing einst die Schloßherrin, die ihren Gemahl für lange verreist glaubte, einen Liebhaber, und bei der unerwartet plötzlichen Rückkehr des Mannes schob sie den Freund in einen an das Zimmer anstoßenden Alkoven ohne Fenster und schlug die Thüre zu. Der Gatte merkt beim Eintreten sofort, daß seine Frau aufgeregter als sonst ist, denkt gleich an den Alkoven und fragt, ob jemand darin sei? Sie antwortet: Nein! und als er darauf selbst nachsehen will, springt sie vor den Eingang und erklärt ihm: wenn er ihr nicht aufs Wort glaube, sei es auf ewig zwischen ihnen aus. Der Mann läßt sie darauf auf Kreuz und Evangelium schwören, daß niemand im Alkoven sei. Sie schwört mit großer Fassung. Darauf heißt der Mann unverzüglich einen Maurer kommen und die Alkoventhür vermauern. Als das Werk vollendet ist, verläßt er das Haus. Die Frau hatte aber dem Maurer ein Zeichen zu geben gewußt, und dieser hatte einige Steine lose gelassen. Sobald sie nun allein ist, beginnt sie mit Beil und Hacke eine Oeffnung in die eben aufgeführte Mauer zu brechen. Aber mitten in ihrer Arbeit kehrt der Mann zurück, läßt schweigend die Lücke wieder ausbessern und bleibt nun drei Wochen ununterbrochen im Zimmer seiner Frau.

Anfangs hörte man dann und wann einen schwachen Ton aus dem vermauerten Raume dringen, und wenn dann die Frau in stummer Verzweiflung vor ihrem Manne niederfiel, entgegnete er stets mit eisiger Kälte: Sie haben geschworen, Madame, daß niemand in dem Alkoven sei.

Die Frau verfiel in Irrsinn und lebte noch lange Jahre auf der Grande Bretèche.

«— *Cette histoire est-elle vraie? . . . demanda la maitresse de la maison.*

— *Oui, répondit-il; mais qu'importe?»*

Die Geschichte war allerdings wahr, den sie hatte sich schon 1100 Jahre vorher am Hofe Walyds des Ersten (Khalif von 705 bis 715 unserer Zeitrechnung) zu Damaskus zugetragen.

(Siehe: A. v. Kremer, Kulturgeschichte des Orients unter den Khalifen. I. Band S. 146 f. [Wien, Braumüller, 1875]).

Folgendes hat darüber der arabische Chronist Aghány aufgezeichnet:

Die Gemahlin des Khalifen hatte, auf einer mehr dem Vergnügen als der Verehrung des Propheten gewidmeten Reise nach Mekka, den jungen und schönen Dichter Waddáh kennen lernen und sich in ihn verliebt. Waddáh reiste ihr nach Damaskus nach und die Geliebte empfing ihn heimlich bei sich, und pflegte ihn, bei einer unerwarteten Störung, in eine prächtige, mit Perlmutter und Elfenbein verzierte Truhe zu verstecken. Eines Tages überraschte sie der argwöhnisch gewordene Walyd, und der Dichter konnte eben noch in der Truhe verborgen werden. Der Khalif ließ sich in ein längeres Gespräch mit seiner Gemahlin ein und bat sie schließlich — da sie sich auch von der Einrichtung des Zimmers unterhalten hatten — um ein Andenken, und zwar wählte er die Truhe. Die Fürstin bewahrte ihre volle Selbstbeherrschung und ohne eine Miene zu verziehen übergab sie ihrem Gemahl das gewünschte Geschenk. Der Khalif befahl das Prachtstück sogleich aus dem Harem in ein zur ebenen Erde gelegenes Empfangszimmer zu schaffen. Dann ließ er Werkleute kommen, in der Ecke des Zimmers eine tiefe Grube graben, die Truhe hineinsenken und die Oeffnung vermauern; indem er dabei ausrief: „Es kam mir etwas zu Ohren; ist es wahr, so begrabe ich hiermit für immer den Gegenstand meines Verdachtes, ist aber das mir Hinterbrachte falsch, so verscharren wir nur eine hölzerne Truhe." — Ein Teppich wurde über die Stelle ausgebreitet. — Seiner Gattin gegenüber erwähnte Walyd des Vorfalls nie wieder mit einer Silbe.

Die Sultanin aber unternahm bald darauf eine strenge Bußwallfahrt nach Mekka.

* * *

Der künftigen Forschung bleibt vorbehalten, die Mittelglieder zwischen Aghány und Balzac aufzufinden, sowie zu untersuchen, ob der Araber wirklich der erste Erzähler der Geschichte ist?











# Namen-Register.







## O



## P



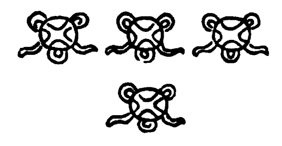
## Q

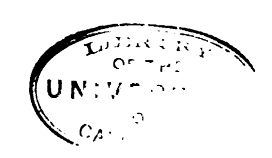


## R



## S





Gedruckt

von

W. Drugulin in Leipzig




und

vollendet den 16. Juli 1888.

